26. Jahrgang. — Nr. 12. Hattingen, 20. März 1913.

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.



Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Ostermahnung.

Ueber jungbegrüntes Feld
Oesterliche Glocken läuten,
Licht und Leben aller Welt
Will ihr heller Ruf bedeuten,
Knospen dehnen sich und sprießen
An dem jüngst noch toten Hag,
Und am goldnen Frühlingstag
Wollen Veilchen sich erschließen.

Licht und Leben, — Menschenkind,
Fühlst du neuen Werdens Wehen?
Laß den sanften Lenzeswind
Auch durch deine Seele gehen,
Deinen Sinn laß brünstig streben
Aus dem matten, satten Ruhn
Und zu heil'gem Wort und Tun
Fromm und freudig sich erheben.

Sieh, es ist des Todes Macht
Vor dem Ostersieg versunken,
Trage du auch in die Nacht
Lebenskraft und Lichtesfunken;
Daß aus dunkler Wintererde
Nicht umsonst der Herr erstand,
Trage du in alles Land,
Christenherz, sein göttlich Werde!

R. Pfannschmidt-Beutner.

Zum Osterfest.

Im Osterevangelium des Jüngers Markus heißt es: „Und sie sprachen untereinander: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?" Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß.

Wenn Menschen schweigen, statt für die Wahrheit des Evangeliums zu zeugen, so werden nach einem Wort des Heilandes die Steine reden. Auch der schwere Felsblock, der das Grab Christi schloß, ist ein gewaltiger Zeuge, der die Auferstehung des Herrn verkündet. Zwar den frommen Frauen, die in der Frühe des Ostertages kamen, um den heiligen Leichnam zu salben, war er ein Stein des Anstoßes und der Sorge: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?" Als sie aber genau hinsahen, wurden sie gewahr, daß er schon abgewälzt war. Warum mußte der Stein von dem Grabe abgewälzt werden? Nicht um des Herrn willen! Wie den Auferstandenen die verschlossenen Türen nicht von seinen Jüngern fernhalten konnten, so hätte auch dieser Felsblock seine Auferstehung nicht gehindert. Also muß das Wunder um seiner Jünger, um unsertwillen geschehen sein. Die Frauen und die Freunde Jesu sollten das leere Grab schauen, sollten sich selbst überzeugen, daß ihr Heiland nicht am Orte des Todes und der Verwesung geblieben war, sondern daß er wahrhaftig und leiblich unter ihnen wandelte. Man denke nur, welcher Fülle von Irrtümern, Verdächtigungen und Irrlehren Tür und Tor geöffnet worden wären, hätten nicht diese Frauen, hätten nicht die später folgenden Jünger das leere Grab betreten und untersuchen können. Ach viele unter uns seufzen auch unter dem schweren Joch solcher Steine, die ihnen auf den Lebensweg gewälzt sind, Sorgensteine, Steine des Anstoßes auf eine friedliche selige Zukunft, die das Jenseits versperren. Und doch hat nicht ein blindes Schicksal sie in unsere Bahn geschleudert, sondern eines allwissenden Gottes Hand. Was sollen sie uns lehren? Von diesen Steinen, die das irdische Jammertal erfüllen, hebe deine Augen auf zu den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt; zu ihm, der zwar den Tod mit allen seinen Schrecken geschmeckt hat, aber im Tode nicht bleiben konnte, der also sicherlich auch einst die Pforten unseres Grabes öffnen und uns aus den Banden des Todes befreien wird.

Fröhliche Ostern!

Wie siehts aus in der Welt?

Die Deutschenhetze in Frankreich

treibt in der französischen Presse Tag für Tag die seltsamsten Blüten. Beim Lesen dieses hirnlosen Geschreibsels muß man sich unwillkürlich fragen, ob die Verfasser, welche die Deutschen so „liebevoll" zu zeichnen verstehen, einem Kulturvolke — unsere westlichen Nachbarn wähnen überdies noch, das einzige Volk zu sein, das wahre Kultur besitzt — angehören, oder einer Horde ungezogener Buben. Auch jagt in diesen Tagen in Frankreich eine patriotische Kundgebung die andere; nie darf die verletzende Spitze gegen Deutschland fehlen, ob man nun in Paris vor dem Straßburger Denkmal oder in Nizzas Straßen sich begeistert. Aus tausend Kehlen, gerade wie vor 42 Jahren, tönt der Ruf: „A Berlin, a Berlin!" — Hat Frankreich vergessen, daß ihm dieser Ruf schon einmal einen Kaiser, zwei Provinzen und 5 Milliarden gekostet hat?

Das französische Kabinett Briand,

das erst kürzlich mit der günstigen Aufnahme seiner Wehrvorlage einen großen Erfolg erzielte, ist plötzlich und unerwartet bei der Debatte über die Wahlreform gestolpert. Der Präsident hat das Entlassungsgesuch angenommen. Das Kabinett Briand war am 21. Januar gebildet worden; es hat also selbst eine für französische Verhältnisse recht kurze Lebensdauer gehabt. Es war keine leichte Arbeit für Briand gewesen, nach dem heftigen Kampf um die Präsidentenwahl, der die republikanische Parteien in zwei feindliche Hälften gespalten hatte, ein Kabinett zustande zu bringen, in dem er nach seiner eigenen Erklärung „das Maximum der Aussöhnung zwischen den Republikanern erwirken" wollte. Und wenn ihm nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen die Bildung des Kabinetts gelungen war, so mußte man sich doch fragen, ob er jenes Ziel erreichen, ob es wirklich ein Ministerium der republikanischen Aussöhnung sein würde. Bildete doch den gefährlichsten Stein des Anstoßes die Frage der Wahlreform. Die Radikalen waren bekanntlich Gegner dieser Reform, die von den Gemäßigten und den Sozialisten begünstigt wird. Diese heikle, so heiß umstrittene Reform hat nun Briands Tätigkeit als Ministerpräsident ein jähes Ende gesetzt.

Die Italiener haben wieder einen blutigen

Kampf mit Aufständischen in Tripolis

gehabt. Abteilungen unter dem Kommando des Unterleutnants Chiabra stießen bei einem Rekognoszierungsmarsch von Zelten nach Buskeg in der Nähe des letzteren Ortes auf einen Trupp von ungefähr 100 Aufständischen und schlugen sie zurück. Die Aufständischen flohen nach dem Süden zu, kehrten indes kurze Zeit darauf mit Verstärkungen zurück. Die beiden Abteilungen wehrten sich heldenmütig und es gelang ihnen, nachdem eine dritte Abteilung angelangt war, die Aufständischen wiederum zurückzuschlagen, die unter Zurücklassung von zehn Toten flohen. Zahlreiche Verwundete nahmen sie mit. Im zweiten Gefecht wurde der Unterleutnant Chiabra tödlich verletzt. Er wurde nach Suara gebracht, wo er seinen Wunden erlag. Auf italienischer Seite wurden außerdem ein Askari getötet.

Im Balkankrieg

scheint das Ende nahe bevorzustehen. Schükri Pascha, der tapfere Verteidiger von Adrianopel, ersuchte die türkische Regierung durch Funkspruch, angesichts des herrschenden Typhus, Skorbuts, sowie des Mangels an Lebensmitteln und Schießbedarfs unverzüglich Frieden zu schließen, um die Uebergabe zu vermeiden. Die innere Lage der Türkei ist völlig verwirrt. Die Verhaftungen auch von Offizieren dauern immer noch fort.

Eine Gegenrevolution in Konstantinopel

scheint sich vorzubereiten. Eine Gruppe von Offizieren hat dem Großwesir ein Memorandum überreicht, in dem er unter Hinweis darauf, daß der jungtürkische Putsch und der Regierungswechsel nichts genützt, sondern die Wiederaufnahme der Kämpfe zur Folge gehabt habe, um derentwillen der Pforte schlimmere Friedensbedingungen auferlegt werden sollen, zum letztenmal aufgefordert wird, sich zurückzuziehen und das Schicksal des Landes einer vertrauenswürdigen Regierung zu überlassen. In Skutari (Asien) wurden Proklamationen gegen das Komitee gefunden.

Der König von Griechenland ermordet.

Nach einer Meldung des Reuterbureaus aus Saloniki ist der König von Griechenland gestern nachmittag dort ermordet worden.

Die deutsche Mittelmeerdivision, die zum Schutze deutscher Interessen nach dem Orient gefahren ist, weilt gegenwärtig in Saloniki. Der Kommandant dieser Division sollte gestern vom König Georg in Audienz empfangen werden. Ob die Audienz tatsächlich stattgefunden hat, oder die Ermordung dies verhinderte, wissen wir nicht, da nur nachstehendes Telegramm aus Saloniki, 18. März, darüber vorliegt:

Zu Ehren des hier eingetroffenen Chefs der deut-

Schlechter Leumund.

Eine Geschichte aus [illegible] von Karl Ed. Klopfer.

(Fortsetzung.)

Sie mochte schon länger als eine Viertelstunde am Fenster gestanden haben, als sie endlich das Bedürfnis nach Ruhe empfand. Sie war eben im Begriff, sich zurückzuziehen, als ein leises Knurren des Hofhundes sie bewog, nach dem Stallgebäude hinüberzusehen, das an den Seitenflügel der Villa angebaut war und neben seiner Tür die Hundehütte hatte.

Und da sah sie eine Gestalt neben der Tür stehen, die sich bückte, um den Hund zu streicheln, der sich schweifwedelnd an den ihm entschieden nicht Unbekannten schmiegte, den Marie jedoch, von dem weiter davon auf den Weg fallenden, grellen Mondschein geblendet, im Dunkel des Mauerschattens nicht erkennen konnte. Aus der Vertraulichkeit des sonst gegen jeden Fremden sehr bösen Hundes schloß sie, daß die Gestalt dem Kutscher oder Gärtner angehören mußte.

Nachdem der Bursche das wachsame Tier durch seine Liebkosungen völlig beruhigt hatte, ging er mit vorsichtigen Schritten, sich immer sehr sorgfältig im dichten Schatten des Seitengebäudes haltend, nach dem kleinen Teil des Gartengitters, der, noch im Dunkeln liegend, längs des Rasenzwickels hinlief, welcher, im Gegensatz zu den übrigen grellbeleuchteten Gartenpartien, ebenfalls im tiefsten Schatten lag. Er stieg über das niedrige Holzgitter, überschritt den dunklen Rasen und schlüpfte dann durch den lebendigen Zaun auf den Pfad hinaus, der zwischen Garten, Feld und Wald nach den Hopfenanpflanzungen und der Straße hinlief. In wenigen Sekunden war die Gestalt den Blicken Marie's entschwunden.

Der Mann ging vielleicht zu einem nächtlichen Rendezvous. Marie schloß daraus, daß es der Kutscher war, ein junger Mensch, der ähnlicher nächtlicher Ausflüge wegen schon mehrmals die Verweise Herrn Sendler's hatte hinnehmen müssen.

„Leichtsinniger Bursche!" flüsterte Marie und trat ins Zimmer zurück, um endlich ihr Lager aufzusuchen. —

Hügel fühlte sich so nervös aufgeregt, daß er trotz der vorgerückten Stunde nicht zur Ruhe kommen konnte. Er hatte sich zwar mit geschlossenen Augen auf seinen Ranzen geworfen und war auch allmählich in eine Art von Halbschlummer gesunken, aber es lag nichts Erquickendes in diesem wunderlichen Zustande, der kein Wachen und noch weniger ein Schlaf genannt werden konnte.

Er verlor keinen Augenblick das Bewußtsein seiner Lage und seiner Umgebung, aber seine Phantasie, der geistige Nebel, der seine Sinne umschleierte, flocht ihm bizarre Traumbilder in die reale Wirklichkeit, welche er nie ganz aus seiner Wahrnehmung verlor. Er glaubte, er könne die Minuten zählen, den ganzen Gang der vorüberziehenden Zeit ermessen, als läge er mit offenen Augen da. Aber er wußte nicht, daß dies alles nur Täuschung war, daß der Zeitraum, den er auf die Ausdehnung einer Stunde bemaß, nur wenige Minuten ausfüllte.

In diesem halben Traumleben hielt er immer ängstlich die Bemühung aufrecht, nur ja nicht den Tagesanbruch zu verschlafen, damit er nicht etwa von zufällig Vorübergehenden hier — dicht an dem Besitztum Herrn Sendler's — getroffen werde, woraus man vielleicht doch einige kompromittierende Mutmaßungen gegen Marie hätte ziehen können. Er schalt in diesem halbwachen Zustande auf sich selber, daß er den Platz nicht verlassen und seine Ruhestätte anderswo gesucht hatte, aber er vermochte sich in seiner Müdigkeit nicht dazu aufzuraffen, diese Versäumnis etwa jetzt noch nachzuholen.

Ganz in die Gedanken an seine heutigen Erlebnisse versenkt, magnetisch in die Nähe der noch immer Heißgeliebten gebannt, war er, nachdem er sich von Marie getrennt hatte, hier in seinen sonderbaren Halbschlummer gefallen, ohne recht zu wissen, wie und wann. Jetzt war in ihm nur noch das Bestreben wach, den Sonnenaufgang nicht zu versäumen, und ebensogut wie er wußte, daß er schlummere und sich nicht aufraffen könne, ebensogut und genau wußte er, daß der erste Strahl des andämmernden Tages ihn wecken werde, und in diesem Bemühen, zur rechten Zeit sein eigenes zwitterhaftes Hindämmern zwischen Schlaf und Wachen zu beenden, konnte er die verrinnenden Stunden od. glaubte er sie vielmehr zu kontrollieren.

So meinte er schon Stunden verträumt zu haben und dem Morgen sehr nahegerückt zu sein, als er durch die geschlossenen Augenlider das Frührot anbrechen sah. Ja, dort fern am Horizont stieg die junge Glut der Sonne empor, aber heute merkwürdig rasch. Oder sollte es eine Traumvision sein? Vielleicht, denn er konnte trotz seines Bemühens den bleiernen Schlummer nicht abschütteln. Endlich aber machte er doch eine gewaltige Anstrengung. Hatte er am Ende sich dennoch verschlafen? Da stand ja die Sonne schon im grellen Rot am Himmel und übergoß die ganze Erde mit ihrem purpurnen Schein.

Er riß die Augen auf, sprang empor und sah — einen Moment noch ohne deutliches Bewußtsein — vor sich hin, um dann mit einem Schrei des Entsetzens zurückzutaumeln.

Was da so hell und warm wie Sonnenglut vor ihm aufgestiegen zu sein schien, war nicht das segenspendende Licht des Sommertages, sondern ein greller, roter Schein flammte vor seinen Augen empor und gelbe Funken, gelbrote Zungen flackerten da zwischen den Bäumen des Sendler'schen Gartens. Das war Feuer! Ein Teil der Villa stand in Flammen, lichterloh, prasselnd und zischend, den von dem gefräßigen Element noch nicht angegriffenen

schen Mittelmeerdivision, des Konteradmirals Trummler, sowie der Offiziere des Panzerkreuzers „Göben" veranstaltete die deutsche Kolonie in den Räumen des deutschen Klubhauses einen Festabend, dem der deutsche Konsul Walter präsidierte. Dem Fest wohnten auch der Kommandant und eine Anzahl Offiziere des österreichischen Panzerkreuzers „Kaiserin und Königin Maria Theresia", der österreichische Generalkonsul und zahlreiche Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie bei. Admiral Trummler und der Kommandant des Panzerkreuzers „Göben", Kapitän z. S. Philipp, werden heute vom König Georg in Audienz empfangen.

Ueber das ruchlose Attentat auf König Georg liefen noch folgende Drahtmeldungen ein:

Der König ist im Salonikier Truppenspital, wohin er nach dem Attentat gebracht worden ist, nach einer Stunde gestorben. Das Attentat geschah, als der König nachmittags seinen gewohnten

Spaziergang in den Straßen

von Saloniki machte. Er befand sich in Gesellschaft seines Adjutanten Frankotis, als plötzlich ein Unbekannter einen Revolverschuß gegen den König abgab. Die Kugel traf den König in die Herzgegend und verletzte ihn tödlich.

Der Mörder „soll" der (?)

geistesgestörte Alexander Sciaz

sein.

Eine Depesche des griechischen Justizministers Raktivan bestätigt die furchtbare Nachricht und versichert, daß alle Maßnahmen der Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen seien.

Der Kronprinz und jetzige König Konstantin

wird Epirus sobald wie möglich verlassen, die Königin wird um Mitternacht an Bord eines russischen Kriegsschiffes nach Saloniki abreisen.

An Wiener maßgebender Stelle hat man bis zur Stunde noch keine näheren Mitteilungen über die Ermordung des Königs von Griechenland. In diplomatischen Kreisen macht man darauf aufmerksam, daß gerade Saloniki der Tummelplatz schwerster

bulgarisch-griechischer Rivalitäten

war. Schon bei der Einnahme der Stadt kam es zwischen griechischen und bulgarischen Truppen zu ernsten Konflikten, und die Streitigkeiten zwischen Griechen und Bulgaren haben wiederholt und erst jüngst bei Nigrita zu blutigen und opferreichen Gefechten geführt. Die Möglichkeit liegt vor, daß der König von Griechenland, der bald nach der Einnahme von Saloniki seinen Hofstaat dorthin verlegt hat, einem

bulgarischen Fanatiker zum Opfer gefallen

ist. Natürlich bleiben noch andere Möglichkeiten offen, abgesehen davon, daß auch der Fanatismus eines Mohammedaners an der Bluttat schuld sein kann. Es ist daran zu erinnern, daß König Georg, der demnächst sein 50jähriges Regierungsjubiläum feiern sollte, bei seinem Volke bis in die jüngste Zeit hinein wenig populär war. Sein Thron war schon mehrmals arg ins Wanken geraten. Erst in der letzten Zeit haben die ausgezeichneten militärischen Talente, die der Kronprinz Konstantin während des letzten Feldzuges und namentlich bei der Erstürmung der glänzend verteidigten Festung Janina gezeigt hat, der Dynastie wieder starke volkstümliche Sympathien erworben. Kronprinz Konstantin befindet sich augenblicklich in Janina.

Welcher Nation aus dem bunten Völkergemisch der Balkanhalbinsel gehört der Mörder an, und welche Beweggründe hatte er, den König der Hellenen ins Schattenreich zu senden? Geschah es aus politischen Gründen, war es Rachsucht aus im Kriege erlittener Schädigung, die den Arm des Mörders bewaffnete? Genug, man weiß es noch nicht, und es scheint, als ob die Nachrichten absichtlich zurückgehalten würden. Es erübrigt sich daher, in leeren Vermutungen sich zu ergehen, was der Zweck dieses leider erfolgreichen Attentats gewesen sein mag. Nur das Eine steht fest: Mögen die Motive gewesen sein, welche sie wollen, eine Aenderung der Konstellation auf dem Balkan wird die fluchwürdige Bluttat doch nicht herbeiführen. An die Stelle des gemordeten Monarchen tritt sein Sohn, und das Geschick der Balkanvölker vollzieht sich mit derselben strengen Unerbittlichkeit, wie dies auch ohne das königliche Opfer der Fall gewesen wäre. Aber mag dem sein wie ihm wolle, die Teilnahme der ganzen Welt an dem traurigen Schicksal ihres Königs wird den Griechen nicht vorenthalten werden, und sie wird einig sein in dem Bedauern, dem Schiller in seinem „Siegesfest" Ausdruck gibt, wenn er sagt: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten!" Und so ist König Georg im 68. Lebensjahre auf dem Kriegsschauplatze von Mörderhand dahingerafft worden. Wem zum Vorteil?

Fast 50 Jahre sind dahingegangen, seit

der ermordete König

als dänischer Prinz durch die Wahl eines freien Volkes auf dessen Thron berufen wurde. Damals hieß er Prinz Wilhelm und war erst 17 Jahre alt, als die Staatsmänner Europas ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, um ihn auf den Thron von Griechenland zu setzen, der durch die Vertreibung des dem Hause Wittelsbach entsprossenen Königs Otto, des Bruders des kürzlich verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern erledigt worden war. Ausnehmend wohlgestaltet von äußerem Ansehen, hünengroß, blondhäuptig und blauäugig, hatte Prinz Wilhelm in London, wohin er seine Schwester Alexandra bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Wales geleitete, einen starken Popularitätserfolg gehabt, der die leitenden Politiker Englands veranlaßte, seine Kandidatur für den griechischen Thron vorzuschlagen und zu befürworten. Als der Prinz dann von der griechischen Nationalversammlung als „Georg I." zum Könige erwählt worden war, begab sich eine griechische Deputation zu seiner Begrüßung nach Kopenhagen. Sie machte natürlich auch dem regierenden Könige Friedrich VII. von Dänemark ihre Aufwartung. Dieser hielt im Beisein all seiner fürstlichen Verwandten, seines Hofstaates und der diplomatischen Vertreter der „Schutzmächte" des hellenischen Staates, England, Frankreich und Rußland, eine Ansprache an den jungen Prinzen, die in dem Rate an ihn gipfelte, die Liebe seines Volkes zu gewinnen und die Verfassung über alles zu achten. Er schloß damit, daß er dem nunmehrigen Könige Georg den Elefantenorden umhing und dabei die Worte sprach: „Empfange Deines alten Königs Segen! Gott sei mit Dir auf Deiner Zukunft Wegen!" Die Rede fand in ganz Europa starken Widerhall, und überall pries man Friedrich VII. von Dänemark als das Muster eines konstitutionellen Regenten.

Am 30. Oktober des Jahres 1863 landete Georg I., König der Hellenen, im Hafen von Piraeus und trat am 31. Oktober die Regierung an. Er kam nicht mit leeren Händen, sondern brachte seinen neuen Untertanen die von England abgetretenen Jonischen Inseln als erfreulichen Zuwachs mit.

Der 18jährige König wurde von der Nationalversammlung, die ihn erwählt hatte, für großjährig erklärt, damit nicht wieder eine Regentschaft eintreten mußte.

Eine kräftige Hand war da nötig; denn das Land und vor allem die Hauptstadt wurde durch blutigen Bürgerkrieg verwüstet, trotz der noch tagenden Nationalversammlung, in der auch Vertreter der Griechen in der Türkei saßen, jagte ein Ministerium das andere, und alle Bande der Ordnung waren gelöst. Der ewige Ministerwechsel und die sich immermehr herausbildende Abgeordnetenwirtschaft sollten dem jungen Könige das Leben noch recht oft schwer machen und verbittern. König Georg stellte sich von Anfang auf den Standpunkt des rein konstitutionellen Königs. Er ließ die Kammern und die aus ihnen hervorgegangenen Ministerien das Land regieren und machte nur wenig von den Vorrechten seiner Krone Gebrauch. So hatte er bis zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum über 30 verschiedene Ministerien, von denen die meisten nicht ein Jahr, manche kaum sechs Monate am Ruder waren. Er hatte immer das Beispiel seines Vorgängers vor Augen, der den Griechen zu tätig war. Auch in kritischen Zeiten hat der König seine Minister gewähren lassen und dem Druck der öffentlichen Meinung nachgegeben, weil ihn ein anderes Verhalten den Thron hätte kosten können. So bei den kretischen Aufständischen, bei denen er bis zum Jahre 1897 das Glück hatte, immer verständige Ministerpräsidenten zu haben. 1878 mußte er dem Nationalgefühl der Griechen Rechnung tragen und den Befehl zur Mobilmachung unterschreiben, und durch den Berliner Kongreß wurde dann auch Thessalien und Epirus Griechenland zugesprochen. Leider erhielt es nur Thessalien und einen kleinen Teil von Epirus. 1885 gab er dem Andrängen des Ministeriums Delijiannis nach; es wurde wieder mobil gemacht, und die Folge war die

Blockade Griechenlands durch die Großmächte.

Noch schlimmer erging es ihm 1897, als leider Delijiannis zur Zeit des kretischen Aufstandes wieder am Ruder war. Der König und sein Ministerium ließen sich verleiten, dem ungestümen Verlangen des durch die Presse und die Opposition aufgehetzten Volkes nachzugeben und Schiffe und Truppen nach Kreta zu senden, was den

Krieg mit der Türkei

nach sich zog. Wahrscheinlich haben König und Ministerium mit Sicherheit auf ein sofortiges Einschreiten der Mächte gerechnet, was aber erst eintrat, als der Feind schon im Herzen Griechenlands stand. Seitdem hat es der König verstanden, ein Ministerium Delijiannis zu vermeiden, indem er dreimal bei Abdankungen der Ministerien nicht Delijiannis, das Haupt der Opposition, berief, sondern durch Berufung des Thr. Zaimis die Opposition zu teilen versuchte. In seiner Eigenschaft als konstitutioneller König hätte König Georg aber recht wohl von dem Recht der Krone Gebrauch machen können oder vielmehr müssen; denn trotz vieler Fortschritte des Landes kam dasselbe in finanzieller Hinsicht immer weiter herunter, bis der Konkurs eintrat und dadurch die internationale Finanzüberwachung nach dem Kriege von 1897 nötig wurde.

Die langen Mißerfolge seiner Regierung wurden gegen ihr Ende durch um so größere Erfolge wettgemacht. Der Krieg, den die Griechen als Bundesgenossen der Bulgaren, Serben und Montenegriner im vorigen Jahre

gegen die Türkei

begannen, verlief zu Lande und zu Wasser glücklich. Zuletzt wurde gar das so lange vergeblich bestürmte Janina eine Beute der Sieger. König Georg hatte die stolze Freude, seinen ältesten Sohn, den nunmehrigen König Konstantin, wieder als Oberbefehlshaber an die Spitze des hellenischen Heeres treten und von Erfolg zu Erfolg schreiten zu sehen. Thessalien und Epirus sind heute tatsächlich in den Händen der Griechen. Die Türken wären gar geneigt, sich mit ihnen auf Kosten ihrer anderen Balkangegner zu vertragen. Jedenfalls erzielt Griechenland in dem demnächstigen Frieden Erfolge, die es über die Schmach von 1897 trösten können, selbst wenn es das durch das Blut des Märtyrer-Königs Georg geweihte Salonik nicht sollte behalten dürfen.

König Georg ist vor dem Krieg wenigstens nie so populär und beliebt gewesen, wie man hätte erwarten können. Er hat es aber auch nie versucht, und seine Gemahlin, die Königin Olga, Großfürstin von Rußland, mit der er sich 1867 vermählte, hat es ebensowenig vermocht. Beide sind dem Lande und Volke fremd geblieben und haben nicht aufgehört, sich als Däne und Russin zu fühlen, und das Volk und die ältern Leute erinnern sich daher gern an den hochseligen König Otto und seine Gemahlin Amalie, die wirkliche Griechen geworden waren. König Georg sprach bis heute, nach fast 40jähriger Regierung, nicht gut Griechisch und mit sehr schlechtem Akzent.

Der neue König Constantin.

die Prinzen Georg und Nikolaus, erfreuen sich der lebhaftesten Sympathien der Griechen und der verstorbenen Prinzessin Alexandra, Großfürstin Paul von Rußland, sind bei ihrem frühen Tode viele Tränen nachgeweint worden. Dem neuen König steht die Prinzessin Sophie von Preußen, eine Schwester unseres Kaisers, als zukünftige Landesmutter zur Seite; beide fühlen sich als Griechen, und die Kronprinzessin hat es sehr bald verstanden, sich die Sympathien des gesamten Volkes zu gewinnen.

Es sind wenige Jahre her, seit der Mißmut darüber, daß es nicht gelingen wollte, Kreta und auch Janina vom türkischen Joch, wie man in Griechenland sagte, zu befreien, sich in einer Bewegung gegen das Königshaus Bahn brach, die den Thron aufs schwerste erschütterte. Damals, im Jahre 1909, mußte König Georg blutenden Herzens zusehen, wie der Kronprinz und die übrigen Prinzen aus dem Heere entfernt und ins Ausland „beurlaubt", also verbannt wurden. Erst als Weniselos, der kluge Kreter, das Steuer der Regierung in die Hand nahm, zeigte sich eine Wendung zum Bessern, die dann schließlich zu dem gerade durch diesen Staatsmann von langer Hand vorbereiteten Abschluß des Balkanbundes und zum Siege über die Türkei führte. Dieser Glückswechsel hat denn auch den Groll, der sich so lange gegen den Kronprinzen Constantin gerichtet hatte, in das Gegenteil verkehrt, und heute besteigt derselbe Mann, den man noch vor kurzem aus dem Lande gejagt hatte, als vielumjubelter, lorbeergekrönter Sieger den Thron seines Vaters. Als die Kammer Ende 1909 den Beschluß gefaßt hatte, die Prinzen aus dem Heere zu entfernen, schickte Kronprinz Constantin das Schreiben, das ihm diese Entschließung mitteilte, einfach zurück. Er mußte zwar den Oberbefehl niederlegen, betrachtete sich aber nach wie vor als griechischer Soldat und griechischer Offizier. Griechenland wird ihm heute Dank wissen, daß er nicht verzagte, als ihn die Volksgunst im Stich ließ, als er sich nicht verdrängen ließ von dem Posten, auf den seine Geburt und auch seine Begabung — das hat er jetzt im Türkenkrieg gezeigt — berufen hatten. Der König ist am 3. August 1868 in Athen geboren und seit dem 22. Oktober 1889 verheiratet.

Haupttrakt in dicke Rauchschwaden und rote Glutreflexe hüllend, so daß man nicht unterscheiden konnte, was da brannte und was bloß den Flammenschein widerspiegelte. Ein gräßlich schönes Schauspiel.

Nur wenige Sekunden überließ Hügel sich der Einwirkung des ersten Schreckens, dann raffte er sich auf; eine wahnsinnige Angst schnürte ihm die Kehle zusammen. Dort war ja sie — Marie — und die Hausbewohner wußten vielleicht noch gar nichts von dem Unglück!

Keuchend, mit verstörtem Blick, lief er hinaus auf die Straße, dem brennenden Gebäude zu. Er hatte nur das von seinem Instinkt diktierte Bestreben, da irgendwie zu helfen. In seiner Hast Hut, Stock und Ränzel zurücklassend, stürmte er barhaupt vorwärts, fast einem im Traume Wandelnden ähnlich; er wollte um Hilfe rufen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. Rauch und Hitze erstickten schier seinen Atem, und sein Blick, noch nicht ganz frei von dem Nebel des Schlummers, war geblendet durch den grellen Feuerschein, wie sein Denkvermögen durch die jähe Wucht dieses überraschenden Ereignisses aus der regelrechten Bahn gerückt war. Seine Kniee schlotterten, seine Arme waren wie mit Blei beschwert, er wußte nicht recht, woaus, noch was beginnen.

Aber als er vom Waldsaum auf die Straße hinausgestürzt war, vernahm er schon zahlreiche Menschenstimmen, das Geräusch der heranrasselnden Feuerspritzen und sah, daß man das Rettungswerk bereits in Angriff genommen hatte. Die Stallburschen, oder wer es sonst sein mochte, führten eben die zitternden Pferde heraus, alles rannte hin und her, die Löscheimer befanden sich in voller Tätigkeit, aus den Fenstern des Hauptgebäudes wurden Möbelstücke herabgeworfen, kurz und gut, — Hügel erkannte, daß er hier überflüssig war.

Jetzt erst, nach und nach seine volle Besinnung zurückgewinnend, sah er klaren Blickes um sich. Er bemerkte, daß seine seltsame Erscheinung das Befremden der umstehenden und herandrängenden Menge erregte, daß man ihn erkannte.

Er sprang seitwärts und war eben im Begriff, den auf ihn haftenden Blicken hinweisenden Gebärden, als er in seiner Hast an eine Männergruppe stieß, die eben von der Brandstätte herkam.

Er taumelte zurück, als schallende, barsche Stimmen an sein Ohr drangen. Zwei der Männer erkannte er im Nu, gleichsam im Fluge: den Amtmann Doktor Ramberg und Ferdinand Weller, den Kompagnon der Firma J. M. Sendler u. Co.

Leopold wich unwillkürlich beiseite, als er sich von einer derben Faust an der Schulter ergriffen fühlte. Es war Weller, der ihn schüttelte und ihm etwas ins Ohr donnerte, das er in seinem ganzen Umfange nicht zu verstehen imstande war, das aber, wohl im Verein mit dem nervenzerstörenden Einfluß der ganzen Szenerie und seinem Seelenzustand, so niederschmetternd auf ihn wirkte, daß er mit einem unartikulierten Lallen und einem schwarzen Nebel vor den Augen bewußtlos zusammenbrach.

Als der Morgen klar und golden am Horizont emporstieg, war der Brand bereits vollständig überwältigt. Das Feuer war überhaupt gar nicht so ausgedehnt gewesen, wie es zu Anfang geschienen hatte und wie es besonders dem aufgeregten Hügel vorgekommen war. Im Stallgebäude war es ausgebrochen und nachdem dasselbe niedergerissen worden, war es nicht schwer, die ganze Villa, die nur in dem dem Feuerherde zunächstliegenden Fachteile angegriffen worden war, zu retten.

Das ganze hatte sich überdies so schnell abgespielt, daß Herr Sendler und seine Tochter sich kaum noch so recht den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, als man ihnen schon die angenehme Nachricht überbringen konnte, daß jede Gefahr absolut beseitigt, die Feuersbrunst bis auf das letzte Restchen gedämpft sei.

Derjenige, der sich am hervorragendsten bei den Rettungsarbeiten beteiligt hatte, war Herr Weller. Er war es eigentlich gewesen, der allein in der anfänglichen Bestürzung und Ratlosigkeit der aus dem Schlafe geschreckten Hausbewohner mit seiner berühmten Geistesgegenwart und zielbewußten, nüchternen Besonnenheit den Kopf oben behalten hatte und zuerst Anstoß und Regel in die Löschaktion gebracht hatte.

Seine Gegenwart war, wie bald die herzueilenden Villennachbarn und Stadtbewohner erfuhren, im Grunde genommen nur einem Zufall zu danken, den er selbst nicht genug preisen konnte. Die Szene, die am Abend zwischen ihm und seiner Braut, Fräulein Sendler, stattgefunden, hatte ihn nämlich so erregt, daß er das Bedürfnis empfand, sich durch einen längeren Spaziergang in der würzigen, wohltuenden Nachtluft wieder zu beruhigen. So wandte er, schon auf dem Wege nach seiner Wohnung im Städtchen begriffen, seine Schritte nochmals um und schlenderte durch die Felder und Hopfengärten dahin, weit hinaus, fast schon bis zu den Dörfern, die die vereinzelte Kette zwischen seinem Wohnorte und dem nächsten Städtchen bildeten.

Auf dem Rückwege, nicht mehr weit von der Sendler'schen Villa, hatte er die Feuersbrunst entdeckt und war, wie das Resultat zeigte, glücklicherweise noch früh genug gekommen, um in der angegebenen Weise seine Tätigkeit als Helfer in der Not entfalten zu können.

Alles war darüber einig, daß der wackere, besonnene Herr Weller sozusagen als der Rettungsengel des Hauses erschienen war, denn ihm war es ohne Zweifel zu danken

Augenblicksbilder aus dem Balkankrieg.

Der „Christlichen Welt" entnehmen wir folgende Schilderung, die ihr von sehr zuverlässiger Seite zuging:

„In Dedeagatsch hat es letzthin einen Streit zwischen der bulgarischen Behörde und dem österreichischen Lloyd gegeben. Die Bulgaren verlangten Durchsicht sämtlicher Postsachen, sogar der Konsularpost. Es sind dort militärische Geheimnisse kaum mehr zu verraten. Aber sie haben gute Gründe, Nachrichten aus dem von ihnen besetzten Gebiet möglichst zurückzuhalten. Die Achtung und der Respekt, den man den Erfolgen bulgarischer Waffen zollt, würde dem Abscheu Platz machen über die Greuel, mit denen dieses Volk seinen Namen als zivilisiertes und christliches Volk besudelt hat. Durch die Zeitungen ging letzthin die Nachricht, daß die Türken bei den Dardanellen ein Massaker unter Griechen gemacht hätten. Man soll sie nicht entschuldigen; aber man wird sie milder beurteilen, wenn man erfährt, was Thrazien und Mazedonien durch bulgarische Banden gesehen hat. Vor 30 oder 40 Jahren würde ein Sturm der Entrüstung durch ganz Europa gegangen sein. Jetzt scheint auch in dem christlichen England jedes Mitgefühl abgestumpft zu sein, weil es in die Politik paßt.

In eben jenem Dedeagatsch, einer Hafenstadt, die von der Bahnlinie Solonik-Konstantinopel berührt wird, lagen 6—700 türkische Soldaten. Da drangen 107 bulgarische Komitatschis in die Stadt. Durch vieles Schießen und allerlei Manöver wußten sie den Schein der Uebermacht zu erwecken, und die türkischen Soldaten räumten das Feld. Nun begann eine böse Zeit. 200 Frauen und Kinder sind in eine Moschee geflüchtet. Sie wurde mitsamt ihren Insassen in die Luft gesprengt. Und nun stürmte die Horde durch die Straßen, alles, was Türke war, hinmordend. 400 Leichen hat man hernach auf den Straßen zusammengezählt.

Furchtbares hat der Bezirk Avret Hissar erlebt. In fast allen Dörfern wurde geplündert, geraubt, gebrannt, gemordet, geschändet und Grausamkeiten begangen, wie sie nun einmal von alters her die Eigenart bulgarischer Banden sind. In dem Dorfe Tschinar, wurde die Moschee mit mehreren hundert Personen, die man dort zusammengetrieben hatte, verbrannt. 60 Männer wurden noch massakriert. Dasselbe tat man in dem Dorfe Kurkut. Man verbrannte auch hier einen Teil der Bevölkerung in der Moschee, und was übrig blieb, wurde massakriert. Nur 50 junge, hübsche Türkenmädchen behielt man zurück. Die Frauen in vielen Dörfern beraubte man ihrer Kleidung und jagte sie nackt davon. In Virlan massakrierte man nur 18 Personen, ließ dann Männer und Weiber auf dem Markt zusammenkommen und stellte ihnen die Wahl, durch Bomben zu sterben, oder Christen zu werden. So wurden die Dörfer Papprat, Pleikovo, Lelowo, Kuschowo christlich. Die Dörfer Bagtschiki, Dere, Tschinar, Kumuschdere, Lutuzie weigerten sich, das Christentum anzunehmen. Da ließ man ihnen vier Tage Frist, worauf sie massakriert werden sollten. Das war Ende Dezember. In jener Zeit sind etliche nach Saloniki geflohen, um sich Rat zu holen, was sie tun sollten. Seitdem fehlt jede Nachricht über ihr weiteres Geschick.

Vor wenig mehr als einer Woche haben zwei Damen, eine Engländerin und eine Griechin, eine Reise ins Innere, ins Gebiet von Gumendje gewagt, um zu sehen, wie groß das Elend in den Dörfern ist, und ob dort die Hilfsarbeit einsetzen soll. Sie kamen auch nach dem Dorfe Woinitza, eine halbe Stunde von der Station Gumendje. Am Bairamtage sind dort bulgarische Truppen und Komitatschis eingerückt. Wie so oft mußten sich die Mohammedaner zuerst in der Moschee versammeln. 19 von ihnen wurden zusammengebunden nach dem Wardar geführt und teils erschossen, teils mit Messern grausam hingeschlachtet. Dann wurde das Dorf unter Mitwirkung der Soldaten ausgeraubt und den Einwohnern alles, aber auch alles genommen, Getreide, Vieh, Schafe, Hausgeräte. Dann wurden die Mädchen bis zu 9 Jahren herunter geschändet und noch 26 Türken erschlagen, darunter allerdings 5 oder 6, die sich früher ihrerseits durch Grausamkeit und Niedertracht gegen die Bulgaren hervorgetan hatten. Da saßen nun, als die beiden Damen kamen, die Frauen in einem Hause, in ihre Tücher gehüllt, hungernd, ein Bild des Elends. Den noch zitternden Kindern sah man noch die Schrecken der jüngsten Vergangenheit an.

Lokales.

Haushaltungsschule zu Hagen. Die mit der Landwirtschaftlichen Lehranstalt der Kreise Hagen-Land, Hagen-Stadt und Schwelm verbundene, in dem Gebäude dieser Anstalt zu Hagen befindliche Haushaltungsschule beginnt ihren diesjährigen Sommer-Kursus am Montag, 7. April 1913, vormittags 8½ Uhr.

Der Kursus dauert vier Monate. Der Unterricht wird täglich von 8½ bis 4 Uhr mit anderthalbstündiger Mittagspause erteilt. Die Sonnabend-Nachmittage sind frei.

Der Unterricht umfaßt das Kochen, insbesondere die feine Küche, das Einmachen, alle Zweige der weiblichen Handarbeit, einschließlich Schnittzeichnen, die Haushaltungsbuchführung, die Chemie des täglichen Lebens. Auch wird von einem praktischen Arzt Unterricht in der Gesundheits- und Krankenpflege erteilt. Auf Wunsch der Schülerinnen wird ferner bei genügender Beteiligung in der Geflügelzucht und im Gemüsebau unterrichtet werden.

Das Unterrichtsgeld beträgt einschl. Verpflegung — zweites Frühstück, Mittagessen und Vesper — 300 Mark.

Anmeldungen zu dem Kursus sind an die Leiterin der Schule, Frau Käthe Ehrenberg, in Hagen, zu richten. Außerdem nehmen die Vorstandsdamen Frau Helene Hartmann zu Hagen, Frau Emmi Cuno zu Hagen und Frau Eugenie Harz zu Schwelm, Anmeldungen entgegen.

Allerlei.

Das größte Geschütz der Welt, das von Krupp konstruiert wurde, weist ein 40,46 Zentimeter-Kaliber auf. Das Riesengeschoß hat eine solche Gewalt, daß nahe der Mündung eine Panzerplatte von nahezu anderthalb Meter durchschlagen wird. Die Rohrlänge beträgt etwa 21,40 Meter.

Die Geliebte ermordet. Wie aus Preußisch-Holland gemeldet wird, wurde in Judendorf die 22jährige Anna Pehlert, die bei dem Besitzer Fritz Schule bedienstet war, im Kuhstall erschlagen aufgefunden. Das Mädchen scheint von seinem Liebhaber erschlagen worden zu sein. Der Täter ist noch nicht ermittelt.

Ueber die Fremdenlegion. Man hat berechnet, daß jährlich zirka 3000 junge, kräftige Männer unseres Vaterlandes in die Legion eintreten, um unseren Erbfeind zu unstützen. Sie schwächen dadurch unsere Heerkraft, sie schwächen auch unsere Volkskraft. Wollte man den Verlust an Erziehungskosten, Arbeitskraft und Arbeitsverdienst einmal berechnen, der uns durch den Eintritt so vieler Landessöhne in die Fremdenlegion erwächst, man würde auf 70 bis 80 Millionen kommen. Die Fremdenlegion ist keine militärische Truppe, keine Kolonialtruppe, sondern eine Arbeitstruppe. Der Bau von Kasernen, Wegen, Bahnhöfen, Wasserleitungen ist ihre Arbeit. 4 Pfennig sind der tägliche Sold. Dabei hört man sie viel von den betrügerischen Machenschaften der Offiziere und Unteroffiziere bei den Lieferungen der Lebensmittel, Kleidungs- und Ausrüstungsstücke, den drei Hauptkrankheiten: Typhus, Dysenterie, Fieber, der erbärmlichen Rechtspflege und der unglaublich großen sittlichen Verderbnis. Gegenüber solch traurigen Zuständen bittet man dringend, die Bestrebungen des Schutzverbandes gegen die Fremdenlegion, Sitz München, mit 1 Mark jährlich zu unterstützen.

Todessturz vom Eifelturm. Eine unbekannte Frau stürzte sich von der zweiten Plattform des Eifelturms in Paris auf die erste Plattform herab. Die Lebensmüde blieb mit zerschmetterten Gliedmaßen liegen. In ihren Taschen wurden Legitimationspapiere nicht gefunden, außer einem Briefumschlag mit dem deutschen Namen Langer, doch konnte hierdurch die Identität der Selbstmörderin nicht festgestellt werden.

Die Klage der Pariser Luxusindustrie. Der Pressefeldzug, den gewisse französische Organe gegen Deutschland entfesselt haben, hat in Paris Folgen, an die man wohl nicht dachte. Die künstlich gesteigerte Nervosität hat natürlich die Kauflust des ausländischen und auch des inländischen Publikums abgekühlt, und die großen Pariser Luxusgeschäfte blicken trübe in die Zukunft. Ueberall hört man bittere Klagen. Nur billige und einfache Sachen werden gekauft, aber die kostspieligen und teueren „Kreationen" der Pariser Modestifter finden in diesem Frühjahre der politischen Nervosität nur wenig Abnehmer. Auch die vornehmen Pariser Restaurants klagen. In den eleganten Lokalen, wo man sonst in den Abendstunden ein luxuriöses, gesellschaftliches Treiben sah, sieht man heute halbleere Säle und Kellner, die vergebens darauf harren, kostspielige Delikatessen servieren zu können. Immer stärker macht sich die Spannung geltend, und man rechnet damit, daß sich am Schlusse der Jahresbilanz sehr schmerzlich zeigen wird, welche unangenehme Folgen der so eifrig entfachte „nationale Elan" für die französische Luxusindustrie, die eine Hauptquelle der französischen Einnahmen bildet, haben wird. Auf diese Weise werden die Franzosen wohl zur Vernunft gebracht werden.

Bei einem Bootsunglück acht Mann ertrunken. Neun Schiffsleute, die bei Fredericksthall in Norwegen vor Anker lagen, hatten um Urlaub zum Baden gebeten. Als sie wieder zurückruderten, kenterte das Boot, und acht Mann ertranken.

103 000 Mark unterschlagen. Der Rendant der Spar- und Darlehnskasse in Ellingstedt, Landmann, der 103 000 Mark unterschlagen hat, ist festgenommen und in das Flensburger Gefängnis eingeliefert worden.

Automobilunglück. In Rapperswil sprang das Rad eines Kraftwagens, in welchem einige Damen mit einem Lehrer einen Ausflug machten, ab und die Insassen wurden auf die Straße geschleudert. Der Lehrer war sofort tot; die Damen und der Chauffeur wurden schwer verletzt.

Eine brave Seemannstat vollbrachten der Kapitän und zwei Matrosen eines holländischen Schleppdampfers, der die gesamte 75 Mann starke Bemannung des englischen Dampfers „Eastwell", der dicht vor den Hafen von Ymuiden (Holland) aufgelaufen war, in Sicherheit brachten. Das Schiff sank in zwanzig Minuten, mit ihm gingen 80 000 Ballen Reis im Werte von über einer Million Mark verloren.

Griechenland bestellt einen Riesenpanzer. Die Stettiner Vulkanwerft ist die erste deutsche Werft, die ein Großlinienschiff für eine fremde Seemacht baut. Der von Griechenland dem Vulkan übertragene Neubau von 19 500 Tonnen erhält drei Turbinen mit 40 000 Pferdekräften. Das Schiff wird den Namen Salamis führen. Die Geschwindigkeit soll 23 Seemeilen betragen, also der unserer Turbinenlinienschiffe gleichkommen. Die Bewaffnung besteht auch acht 35,6 Zentimeter-Geschützen in vier Türmen in Mittschiffslinie, 12 15 Zentimeter-Kanonen in Kasematten und zwölf 7,6 Zentimeter-Kanonen. Die Baukosten der Salamis sind auf 36 Millionen Mark veranschlagt. Der Panzerschutz erhält eine größte Stärke von 254 Millimeter. Die Bethlehem-Steel Co. liefert die Artillerie und die Panzerung.

Die fixeste Feuerwehr. Zwei Amerikaner unterhalten sich über die Vorzüge ihrer verschiedenen Heimatsstädte. „Sehen Sie nur einmal unsere Feuerwehr an", sagte S. Johnson eifrig, „neulich bricht uns im Hauptverkehrsviertel Feuer aus. Und ich sage Ihnen, noch keine drei Minuten waren verstrichen, da sauste der Spritzenwagen herbei, in voller Karriere, — es war prachtvoll." Aber Mc Mouth lächelte nur ein überlegenes, beinahe mitleidiges Lächeln. „Mein lieber Freund", sagte er gelassen, „das ist noch gar nichts. Gestern, als ich abreiste, wurde ich Zeuge eines seltenen Vorfalls. Am Dache unserer Stadtkirche arbeiteten zwei Dachdecker, als plötzlich der eine von ihnen ausgleitet und herabstürzt. Es war entsetzlich. Ein Zuschauer hatte die Geistesgegenwart, sofort die Feuerwehr zu alarmieren. Und die Feuerwehr kam, kam noch zeitig genug, um mit dem Sprungtuche den Herabstürzenden aufzufangen. Und sehen Sie: das ist unsere Feuerwehr.

— — — —

k. Weltreise einer Schwalbe.

Von einem seltenen Falle der Weltreise einer Schwalbe berichtet die britische Zeitschrift für Vogelkunde British Birds. Die Zeitschrift hatte während der letzten zwei Jahre über 32 000 kleine Ringe verteilt, die von den Lesern ungezähmten Vögeln angeheftet werden sollten. Nun hat am 23. Dezember 1912 in Natal ein Bewohner Utrechts 30 Kilometer von der Stadt auf der Farm von Roodeyand eine Schwalbe gefangen, die einen dieser Ringe trug. Nach der Nummer des Ringes war es leicht möglich, den Vogel zu identifizieren. Der Ring war dieser Schwalbe am 6. Mai 1911 von Mr. E. R. B. Masefield in Rosehill in Mittelengland angelegt worden; dort hatte die Schwalbe ihr Nest gebaut. Damit wird zum ersten Mal ein Fall beobachtet, in dem eine gewöhnliche in Europa herangewachsene Schwalbe in Südafrika überwintert hat, also ganz Europa und den ganzen afrikanischen Weltteil der Länge nach durchquerte, um ein Winterquartier zu finden. Die bisher beobachteten Fälle haben nach der Angabe der englischen Fachzeitschrift Schwalbenreisen von solcher Länge noch nicht ergeben, wenn auch schon mehrfach einzelne in Europa mit Ringen gezeichnete Schwalben zur Winterszeit in der nördlichen Hälfte Afrikas festgestellt werden konnten.

Der Preischor zum Kaiserpreis-Wettsingen,

aus der Feder des Züricher Germanisten Professor Dr. Adolf Frey hat folgenden Wortlaut:

Wir seufzten sieben Jahre entrechtet,
Wir knurrten sieben Jahr geknechtet
Und haben grimmig Schmach getragen,
Die strenge Stunde hat geschlagen.
Wir brachen auf mit Roß und Wagen.
Wie Halmenmeere
Wogten Wehre,
Die Straßen schütterten von Heeren
Und Morgen, Mittag, Mitternacht,
Drei Tage mordete die Schlacht,
Drei Tage donnerte die Erde
Von Männersprung
Und Sturm der Pferde,
Drei Tage spien Tod die Stücke.
Da brach dem Korsen Glück und Macht
Und unsere Kette sprang in Stücke
Wo Gewürg und Kampf vertosten
Und die Pulverringe verschwelten,
Webt ein tränenschweres Grauen.
Hier verhauchten tapfere Seelen,
Die den Heldentod erlosten.
Waisen stöhnen auf und Frauen,
Keine Scholle, wo nicht einer sank,
Keine Scholle, die das Blut nicht trank.
Nicht einer schläft umsonst im Grunde,
Nicht einem schlug umsonst die Wunde
Der Völkerstreit.
Wir stehen gerüstet auf den Warten
Und freudig fliegen unsere Standarten
In alle Zeit!

Ein bulgarischer Winkelried.

Von der Heldentat eines jungen bulgarischen Offiziers, die an die Aufopferung Winkelrieds erinnert, weiß ein „Augenzeuge" in einer französischen Zeitschrift zu berichten. Es war zu der Zeit, als der eiserne Ring um Adrianopel geschlossen wurde. Das Fort von Kapas Tepe spottete aller bulgarischen Angriffe. Es schien uneinnehmbar wegen seiner natürlichen Lage. Die feindlichen Kugeln mähten die ungeschützten Angreifer reihenweise nieder. Besonders an einer Stelle, wo eine Art Hohlweg vorhanden war, wurden die Angreifer immer wieder zurückgetrieben. Da, als die bulgarischen Reihen ins Wanken kamen, rettete der junge Offizier des Bataillons die Ehre des Tages. Er band ein Dutzend Handbomben in genauen Abständen um seinen Leib. In die linke Hand nahm er einen Zündfaden, der mit den einzelnen Bomben in Verbindung stand. Seelenruhig steckte er sich dann eine Zigarette an. Mit dem Rufe „Vorwärts!" führte er seine Kolonne aufs neue dem Feinde entgegen. In weiten Sätzen sprang er vor. Wunderbarerweise trafen ihn die feindlichen Kugeln nicht. Er kam bis an die türkischen Reihen, wo ein eherner Wall von Bajonetten seinen Lauf hemmte. Plötzlich sah man, wie sich der junge Offizier in Rauch hüllte. Er hatte die Zündschnur mit seiner Zigarette in Brand gesetzt. Gleich darauf erscholl ein furchtbarer Knall, Fleisch- und Kleiderfetzen fliegen in die Luft. Der junge Held war mitten in die Bajonette der Feinde hineingesprungen. Die Explosion der Bomben hatte eine Lücke in die türkischen Reihen hineingerissen, so daß die Kolonne nachstürmen konnte. Damit war das Schicksal des Forts entschieden, und der Belagerungsring von Adrianopel geschlossen.

---

daß das Feuer keine gefährlichere Dimensionen angenommen hatte.

Endlich war alles beruhigt. Die Leute, die anfangs mit Schrecken an die Möglichkeit gedacht hatten, wie leicht der Brand die naheliegenden Hopfengärten hätte ergreifen und vernichten können, die Schatzkammer fast der der gesamten Bevölkerung, abgesehen vom Walde und den benachbarten Landhäusern, — alle die aufgewirbelten Gemüter besänftigten sich sehr bald, als man die Ueberzeugung gewann, daß die ganze Geschichte wunderbar glimpflich verlaufen war. Die Menge zerstreute sich; jeder ging im sonnigen Morgen an die Tagesarbeit. Der größte Teil der Menschenmenge war übrigens der Gruppe gefolgt, die sich, gleich nach der Unterdrückung des Brandes unter der Führung des Amtmanns Ramberg und des Herrn Weller nach dem Bürgermeisteramt des Städtchens begeben hatte, um die behördlichen Schritte einzuleiten, die sich auf die Feuersbrunst beziehen mußten.

Sendler durchschritt unterdessen mit seiner Tochter den Hof, um die Brandstätte zu besichtigen. Es galt zunächst, zu konstatieren, wie das Feuer entstanden sei. Marie und ihr Vater ergingen sich diesbezüglich in mannigfache Vermutungen, während sie die schwarzen Wasserlachen überstiegen, die sich im Hofraume durch die Vermengung des beim Löschen verspritzten Wassers mit den verkohlten Trümmern gebildet hatten.

„Sicher trägt wieder einmal der unsterbliche alte Schlendrian die Schuld," grollte der Kaufherr, „eine Unvorsichtigkeit der Dienstleute. Da wurde gewiß im Stalle mit der Laterne leichtsinnig hantiert, oder man hat ein brennendes Zündholz achtlos in die Streu geworfen, trotzdem ich davor so oft gewarnt habe. Wäre überdies etwas mehr Aufmerksamkeit vorhanden gewesen, so hätte das Feuer gleich im Entstehen erstickt werden können. Aber Monsieur Martin war gewiß wieder einmal auf einer seiner gang und gäben nächtlichen Exkursionen begriffen, statt als Kutscher den Stall zu überwachen. Er leugnet freilich, fort gewesen zu sein."

„So?" rief Marie, deren bisherige Einsilbigkeit und düstere Stimmung im Verein mit ihrer verstörten Miene natürlich auf Rechnung der durch die Feuersbrunst erregten Gemütsaffektion gesetzt wurde. „So? Das ist erlogen, denn ich habe den Burschen gerade heute nacht heimlich aus dem Haus verlassen sehen!"

Ein jäher Schreck durchfuhr Marie, kaum daß sie das gesagt hatte. Hatte sie sich verraten? Wenn es dem Vater nun auffiel, daß sie das beobachtet haben wollte, und wenn er sie nun fragte, wie sie dazu kam, — das zu wissen, was dann? Was sollte sie ihm dann antworten, ohne sich selber an den Prangen zu stellen — sich selber und — noch einen andern?

(Fortsetzung folgt.)

„... Kohlensaures Malzstoffan ist ein ausgezeichnetes Nahrungs- und Genußmittel."

Ueber 34,000 ähnlich lautende schriftliche Anerkennungen!

Ibach

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH-Pianos mit **eingebautem** Klavierspielapparat. Pianolas mit Themodist u. Metrostyle, sowie Harmoniums, — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH. Neuheit: **Transponierflügel** Pat. F. v. Kraus-Ibach.

RUD. IBACH SOHN,
BARMEN.



In der **Privat-Handelsschule**

„Merkur"

Essen, Bahnhofstrasse 100

Fernsprecher 5645 Fernsprecher 5645

beginnen neue Tages- u. Abendkurse
(auch Einzelunterricht) in:

Einfache Buchführung	Rechtschreiben
Doppelte Buchführung	Rechnen
Amerik. Buchführung	Schönschnellschreiben
Kontorwissenschaft	Deutsche Schrift
Wechsellehre	Lateinische Schrift
Handelswissenschaft	Rundschrift
Korrespondenz	Fremde Sprachen

Stenographie — Maschinenschreiben

für **Damen und Herren,** jüngere und ältere Personen. Gründliche und schnellste Ausbildung für die Kontorpraxis. Für Damen sind besondere Arbeitsräume vorhanden. — Das Schulgeld ist mässig bemessen und kann in Raten gezahlt werden. Nähere Auskunft wird jederzeit bereitwilligst im Geschäftszimmer erteilt.

Referenzen von Damen und Herren aus Hattingen, Linden, Baak, Dahlhausen, Eiberg und Umgegend, welche sich in gutbezahlten Stellungen befinden, werden gerne bei Anfragen bekannt gegeben. 884

Mehr als 100 Millionen

Mark gehen jährlich für Stickstoffdüngemittel ins Ausland und dem deutschen Volksvermögen also verloren, obwohl der deutschen Landwirtschaft eine

nationale Stickstoffquelle

zur Verfügung steht, die in jeder Beziehung Vorteile bietet.

Schwefelsaures Ammoniak

ist unter Berücksichtigung seines um 37 % höheren Stickstoffgehaltes gegenwärtig um

mehr als 15% billiger

als der Chilesalpeter, bei mindestens gleichem Wirkungswert des Stickstoffs.

Schwefelsaures Ammoniak,

das **gehaltreichste, sicherste** und durch die **nachhaltigste Wirkung ausgezeichnete** Stickstoffmittel, hat sich für alle Kulturpflanzen, auf allen Bodenarten und ganz besonders auch zur Kopfdüngung und Frühjahrsdüngung im Feld und Garten, auf Wiese und Weide vorzüglich bewährt und in vielen Fällen eine erheblich **bessere** Wirkung gezeitigt als der Chilesalpeter.

Deutsche Landwirte!

zieht aus diesem Preisverhältnis dadurch Vorteile, daß Ihr in erster Linie das schwefelsaure Ammoniak als Stickstoffdünger benutzt.

Schwefelsaures Ammoniak ist zu beziehen durch die Düngemittelhandlungen, Genossenschaften, landwirtschaftl. Vereine usw., wo nicht erhältlich, unmittelbar durch die

Deutsche Ammoniak-Verkaufs-Vereinigung G. m. b. H.
in Bochum. 1961

Ausführliche Druckschriften und Auskunft über zweckmäßige Anwendung, erzielte Erfolge, sowie sachgemäßer Rat in allen landwirtschaftlichen Fragen jederzeit kostenlos durch die

Landwirtschaftliche Abteilung der
Deutschen Ammoniak-Verkaufs-Vereinigung G. m. b. H.
in Bochum.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Auskunft umsonst: **Dr. med. Heusmann & Co., Veilburg 47 Bay.**

Für Mitte April wird für ein Kolonial-, Material- und Drogen-Geschäft ein

Lehrling

mit gut. Schulkenntnissen gesucht. Gefl. Offerten unt. **Nr. 1985** an die Geschäftsstelle dsr. Ztg. in Hattingen.

Knabeninstitut Spielwigge
bei Lüdenscheid. — Gegründet 1858.
Gesunde Lage in ländlicher Stille. **Schnelle und sichere Vorbereitung für die oberen Klassen höherer Schulen,** gewissenhafte Beaufsichtigung, beste körperliche Pflege. Pensionspreis mäßig. Prospekt frei. **Dr. Rentrop.**

Suche für meinen kl. Privathaushalt ein 1998

Küchenmädchen

zum 1. Mai. Zweitmädchen vorhanden.
Frau Fabrikbesitzer Schäfer, Barmen, Weitstraße 19.

Suche wegen Heirat meines jetzigen Mädch. ein ordentliches und sauberes 2121

Mädchen

per 1. April, ev. auch früher.
Frau **August Schmitz,**
Elberfeld, Ronsdorferstr. 25.

Kredit!

Staunend billiger Verkauf

in

Möbeln, Waren,
Herren- u. Damenkonfektion

auf

Kredit

zu günstigsten Bedingungen
in dem ältesten, vornehmen und beliebten
Möbel- und Waren-Kredithaus
S.

OSSWALD

64 ESSEN 64
Grabenstrasse

welches Ihnen die grössten Vorteile in jeder Beziehung bietet und jedem Kunden gestattet, die Zahlungen nach seinem Einkommen einzurichten.

Sonntag den ganzen Tag geöffnet!

Anzüge

Serie I	bar **18** Mark,	Teilzahlung **20** Mark,	Anzahlung **4** Mark.
Serie II	bar **25** Mark,	Teilzahlung **28** Mark,	Anzahlung **5** Mark.
Serie III	bar **32** Mark,	Teilzahlung **36** Mark,	Anzahlung **6** Mark.
Serie IV	bar **36** Mark,	Teilzahlung **40** Mark,	Anzahlung **8** Mark.
Serie V	bar **45** Mark,	Teilzahlung **50** Mark,	Anzahlung **10** Mark.

Damen-Konfektion

Kleider, Blusen, Röcke, Mäntel, Jackette etc. Anz. v. 3 Mk.
Knaben-Anzüge — Mädchen-Kleider

Bei Krankheit u. Arbeitslosigkeit grösste Rücksicht

Möbel

für Mark **80**	Anzahlung Mark **5**
für Mark **190**	Anzahlung Mark **15**
für Mark **250**	Anzahlung Mark **20**
für Mark **400**	Anzahlung Mark **30**

Einzelne Gegenstände:
Herde, Betten, Vertikos, Spiegel, Büfetts, Sofas, Kleiderschränke etc., Anzahlung von 3 Mk. an

Möbel

Spezialität:
Komplette Wohnungs-Einrichtungen
Braut-Ausstattungen.

Meine Möbel-Ausstellung
ist eine Sehenswürdigkeit **Essens** und bitte ich um gefl. Besichtigung ohne Kaufzwang

S.

OSSWALD

64 ESSEN 64
Grabenstrasse

Das blaue Haus!

Sonntag geöffnet!

Ohlendorffs's Peru-Guano
„Füllhornmarke"
hat sich als **Kopfdünger** vorzüglich bewährt.

Zweites Blatt zu Nr. 12.

Zum Karfreitag.

„Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Karfreitag! Erinnerungen steigen in uns auf. Wie dunkel war jener erste Karfreitag! Es ward eine Finsternis über das ganze Land, und die Sonne verlor ihren Schein, der Vorhang im Tempel zerriß. Bange Stille legte sich über die Augenzeguen jenes grausigen Dramas dort auf Golgatha. Es bleibt der dunkelste Tag in der Welt- und Menschheitsgeschichte. Und doch sind aus diesem Karfreitagsdunkel die hellsten Lichtstrahlen für die Welt hervorgegangen. Ein köstlicher Lichtglanz der Ewigkeit fällt zuerst in das Herz eines der beiden, die mit Jesus gekreuzigt waren. Von der Welt verstoßen, von der Obrigkeit gerichtet, hängt der Schächer am Kreuz. Er weiß sich verloren um seiner Taten willen, sein Gewissen verdammt ihn, aber er kann nichts mehr gut machen. Seine Hände sind angenagelt, sein Herz klopft in Todesnot. Ist er verloren, ewig verloren? Da fällt sein Blick auf das Kreuz Christi, er weiß, daß Jesus unschuldig leidet. Vielleicht daß alte Erinnerungen in seinem Herzen wieder aufsteigen, daß er Jesus einmal oder oft schon früher gesehen hat und seine Worte gehört hat. Jetzt wird's ihm zur gläubigen Gewißheit: Nur dieser allein kann dir helfen! Und so bittet er: „Herr gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ — — Da leuchtet ihm ein voller Glanz aus der Ewigkeit tröstend, beseligend, aus dem Karfreitagsdunkel entgegen. Jesus spricht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Der sterbende Welterlöser nimmt einen Gehängten mit sich als ersten in sein Paradies. Wohl an keiner Stelle seines Lebens, seiner Geschichte ist die verzeihende Menschenliebe Jesu so groß, so überwältigend, wie in diesem Augenblick, wo er selbst leidend, sterbend sich zu einem der Aermsten und der am tiefsten Gefallenen herniederneigt und hilft. Wieviel Menschen haben sich im Laufe der Jahrtausende gerade durch dieses Wort aufrichten und im Sterben stärken lassen. Möchte aus der dunklen Passion auch ein heller Lichtstrahl des Trostes und des Friedens in unser eignes Herz fallen! „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Osterbräuche.

Das Osterfest hat von altersher im Volke seine besondere Bedeutung, so daß es nicht wunder nehmen kann, wenn zahlreiche Bräuche damit verknüpft wurden. Schon in der Osternacht beginnt hier und da die Osterfreude, z. B. in den Alpenländern, wo die Burschen gleich nach Mitternacht auf den Kegeln und Höhen die „Osterfeuer“ entzünden und die schlummernde Welt durch Böllerschüsse wecken. Droben auf den Bergen treffen immer mehr Leute ein, auch die Musikanten kommen, und Osterlieder werden gesungen. Taucht die Sonne später am Firmamente auf, dann bricht der Jubel noch mächtiger los. Früher wurden Osterfeuer auch im Harz und auf den Deichen in den Marschen angezündet. Im Harz gehen jetzt nur noch die jungen Mädchen frühzeitig am Ostermorgen zum Fluß oder Bach. Hier waschen sie sich Gesicht und Glieder in der sicheren Hoffnung, Gesundheit und Schönheit dadurch an sich zu fesseln. Das „Osterwasser“ hat auch in vielen anderen Gegenden seine besondere Bedeutung, doch verschwindet auch dieser Brauch immer mehr. Ehedem war das Schöpfen des Osterwassers eine gar wichtige Sache: Es mußte am zeitigen Morgen einem fließenden Wasser entnommen werden, und auf dem Wege hin und zurück durfte man kein Sterbenswörtchen reden. Das war nicht immer eine leichte Sache, denn es fanden sich oft auch vorwitzige Burschen ein, welche die Mädchen neckten und zum Sprechen verleiten wollten. War dennoch das Wasser vorschriftsmäßig nach Hause gebracht, dann hatte man in ihm ein Universalmittel gegen sämtliche Schmerzen, auch gegen Warzen, Sommersprossen, Hühneraugen, gegen böse Nachbarslaunen, gegen böse Träume, ja selbst gegen die Untreue des Liebsten. Man wusch sich zu diesem Zweck mit dem Wasser oder trank einige Löffel davon oder bespritzte andere damit. — Ganz allgemein verbreitet ist noch heute das gegenseitige Beschenken mit Ostereiern, ein Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit, in der man im Frühling dem Donar Eier als Opfergabe darbrachte. Bei vielen Völkern gibt es noch besondere, aus dem Aberglauben entstandene Bräuche. So lassen die südslavischen Landfrauen ihre Osterbrote am Ostersonnabend in der Kirche weihen, in Siebenbürgen kreuzt man Haus- und Stalltüren mit Besen, um böse Geister abzuhalten, die Mädchen zeichnen mit geweihter Kreide Kreuze über ihr Bett, damit ihnen schlimme Gedanken fernbleiben. Noch eine unendliche Menge mehr oder weniger sinniger Osterbräuche gibt es, aber auch sie treten, wie so viele andere, nach und nach in den Hintergrund, je mehr der Aberglaube sich überlebt.

Die erste Zigarre Kaiser Wilhelms I.

Eine niedliche Anekdote, die berichtet, wie Kaiser Wilhelm I. als junger Prinz seine erste Zigarre rauchte, wird jetzt erzählt. Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, hat seine erste Zigarre erst geraucht, als er schon über die Kinderjahre hinaus war und sich bereits im Jünglingsalter befand. Der „Verführer“ war der jüngere Bruder, Prinz Albrecht, der die Freude des Rauchens bereits eher kennen gelernt hatte und als Fünfzehnjähriger schon „wie ein Alter“ rauchte. Der Prinz brachte seine Sonntage meist auf der Pfaueninsel bei Potsdam zu, wo er mit dem Neffen des dortigen Hofgärtners spielte und bald eng befreundet war. Der Prinz rauchte gern heimlich, aber da sein Taschengeld nur sehr knapp war, konnte er sich oft die begehrte Zigarre nicht verschaffen. Dann half ihm sein Freund aus. Der Prinz bezahlte seine „Schulden“ immer mit großer Gewissenhaftigkeit. Einmal aber, als die väterlichen Extraspenden, die er gelegentlich für besonders gute Leistungen erhielt, längere Zeit ausgeblieben waren, war die Schuld auf eine ganze Reihe von Groschen angewachsen. Diese Tatsache war um so schlimmer, als sich sein Freund die geliehenen „Kapitalien“ erst selbst hatte leihen müssen. Da war es dem Prinzen natürlich sehr peinlich, als der Freund ihn eines Tages mahnen und ihn um Rückgabe des Geldes bitten mußte. Der junge Prinz wußte sich nicht zu helfen. Er hatte bereits alle Geldmittel, die ihm zur Verfügung standen, „flüssig gemacht“, hatte Tanten und Onkel bereits angeborgt, und er wußte nun keinen Ausweg. Da schlug der Freund vor, Prinz Albrecht solle sich doch an seinen älteren Bruder Wilhelm wenden. Man schrieb gerade den 17. März. Es waren also nur noch fünf Tage bis zum 22. März, dem Geburtstage des Prinezn Wilhelm. Darauf baute Prinz Albrecht seine ganze Hoffnung: Wilhelm mußte ihm den doppelten Friedrichsdor leihen, den ihm Tante Charlotte, wie immer, zum Geburtstage schenzum 22. März, dem Geburtstage des Prinzen Wilhelm. erhielt seinen Friedrichsdor, gab ihn gern dem Bruder, und Prinz Albrecht konnte seine Schuld abtragen und darüber hinaus sogar noch in beträchtlicher Weise seiner Rauchleidenschaft frönen. Eine Bedingung hatte Prinz Wilhelm aber gestellt: er mußte mitgenommen werden. Und so fanden sich denn die heimlichen Raucher gm nächsten Sonntage auf einer heimlichen Stelle der Pfaueninsel ein, und hier rauchte Prinz Wilhelm seine erste Zigarre. Ueber den Verlauf dieser ersten Rauchprobe schweigt der Chronist vorsichtigerweise. — Wie man weiß, hat Kaiser Wilhelm I., als er später der „alte“ Kaiser Wilhelm war, wie er ja im Volksmunde allgemein genannt wurde, überhaupt nicht geraucht. Wenn er seinen Gästen gestatten wollte, zu rauchen, zündete er sich eine Zigarette an und ließ sie nach ein paar Zügen wieder ausgehen. Der erste historische Versuch auf der Pfaueninsel scheint ihm also nicht gerade gut bekommen zu sein. Daran aber war zweifellos nur der „Verführer“, Prinz Albrecht, schuld, der gewiß schon eine etwas stärkere Sorte rauchte und damit den „Anfänger“ hineinlegte.

* König Alfons als Zeitungsfreund.

Die Zahl der herrschenden Monarchen, die mit der Presse sympathisieren und gern mit Journalisten ihre Anschauungen austauschen, ist, so wird im „Corriere della Sera“ behauptet, ganz unverhältnismäßig klein. Einen König aber hat Europa, der nicht nur die Macht der Presse als dem Sprachrohr der öffentlichen Meinung anerkennt, sondern sich auch für den Beruf des Journalisten besonders interessiert und sogar nicht davor zurückscheut, Redaktionen aufzusuchen und im Redaktionszimmer mit Redakteuren zu plaudern. Das ist Alfons XIII. Auch als kürzlich in Madrid die großen neuen Geschäftsgebäude der Zeitung „El Imparcial“ eröffnet wurden, ließ es sich der König nicht nehmen, einige Tage später in Begleitung seines Adjutanten das neue Heim der Zeitung aufzusuchen. Der König von Spanien besuchte sämtliche Redaktionszimmer, ließ sich auch die Schreibstuben und Verwaltungsbureaus zeigen, ging dann in den Setzersaal, um die neuen Setzmaschinen in ihrer Tätigkeit zu sehen, und schließlich verweilte er längere Zeit im Maschinensaal und beobachtete die Tätigkeit der Rotationsmaschine. „Mit solchen Maschinen also“, meinte Alfons XIII. lächelnd, „vernichtete man Politiker und manchmal auch Könige“. Im Konferenzsaal der Redaktion hatte man inzwischen in aller Eile ein Diner vorbereitet, und der König erklärte sich bereit, an dem Bankett teilzunehmen. Zwischen dem Verlagsdirektor und dem Chefredakteur nahm er Platz; an dem Diner, oder richtiger gesagt, an dem Lunch nahmen sämtliche Redakteure, Reporter und Verwaltungsbeamte des Blattes teil, wie auch ein Dutzend der Setzer und des Maschinenpersonals. Der König unterhielt sich mit allen und später erhielten sämtliche Teilnehmer an diesem Lunch eine Photographie mit der eigenhändigen Unterschrift des Monarchen.

)(Wie gingen die Tiere der Vorwelt zu Grunde?

Seit langem zerbrechen sich die Gelehrten den Kopf darüber, wodurch wohl die zahlreichen und gewaltigen Geschlechter der Tierwelt, die im Laufe der Erdgeschichte völlig verschwanden, vernichtet worden sind. Die mannigfachsten Erklärungen sind gegeben worden, aber sie genügen alle nicht, und so versucht denn Generaloberarzt Dr. Sehrwald in der Umschau eine neue Lösung dieses schwierigen Problems. Daß die Riesentiere der Urzeit von klügeren Feinden umgebracht worden seien, etwa durch kleine Baumsäugetiere, ist eine Annahme, die durch nichts bewiesen wird. Wohl mögen physikalische Ursachen und geologische Ereignisse mancher Tierart geschadet haben; es ist auch behauptet worden, das Veränderungsvermögen mancher Tierart sei schließlich erloschen und damit die Fähigkeit, sich neuen äußeren Bedingungen anzupassen. Nach anderen Meinungen soll das Aussterben der großen Tiergruppen nur ein scheinbares sein, sodaß sie nur ihre äußere Erscheinung verändert haben und noch heute fortleben, so die Ichthyosaurier als Delphine, die Plesio- und Thalattosaurier als Wale, die Dinosaurier als große flugunfähige Vögel, die Flugsaurier als Fledermäuse usw. Für diese Hypothese wäre aber der Nachweis der fehlenden Zwischenglieder notwendig, der nirgends erbracht ist. So stehen Paläontologie, Geologie und Zoologie der Frage ratlos gegenüber. Der Arzt aber vermag eine ebenso einfache wie überzeugende Antwort zu erteilen; die untergegangenen Tiere der Vorwelt sind zum Teil durch Seuchen gestorben. Krankheiten sind es ja, die auch heute noch die Vernichtung von Tiergruppen hervorrufen. So brachte die Krebspest in den Gewässern Deutschlands die Krebse an den Rand der Vernichtung, und nur Schutzmaßregeln können ihr Aussterben verhindern. Wenn das große Sterben der Rinder und Pferde in Afrika weiter andauern sollte, so könnte es zur völligen Ausrottung dieser Tiere führen. Auch das große Fischsterben an der Ostküste von Nordamerika macht durchaus den Eindruck einer gewaltigen Epidemie, die plötzlich eine bestimmte Fischart befiel und streng auf sie beschränkt blieb, wie dies bei Infektionskrankheiten ja oft der Fall ist. Das Auftreten mörderischer Infektionskrankheiten in der Tierwelt, das wir so in der Gegenwart beobachten, muß auch für frühere Perioden der Erdgeschichte als Tatsache angenommen werden. Denn die Krankheitserreger gehören fast durch-

Die Werbung.

Humoreske aus dem Schwedischen.

Von Bert Sanders.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Widstrand hatte eine kurze Unterredung mit dem Pförtner des St. Anton Krankenhauses, als Ingrid Nilsson, eine der Pflegerinnen, zur Tür heraustrat. Dr. Widstrand war Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, und Schwester Ingrid hatte ihm häufig bei seinen Operationen assistiert.

Er war eine große, stattliche Erscheinung, mit sorgfältig aus der breiten Stirn gestrichenen Haaren, klugen, braunen Denkeraugen und einer großen, kräftigen Nase, wie man sie häufig bei energischen, talentvollen Personen findet.

Sie war ebenfalls groß und hatte ein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht.

„Sie wollen sich wohl ein wenig Bewegung machen?“ fragte Widstrand und lüftete den Hut. „Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“

Man machte sich auf den Weg. Im Krankenhause war Widstrand nur der Arzt, der knapp und bestimmt seine Anordnungen traf, und der durch seine Persönlichkeit bei seinen Assistenten unbedingte Vorsicht und größten Eifer erzwang. Dort war auch Ingrid ihm untergeordnet. Doch hier draußen schienen sie gleichgestellt. Und dennoch war ein großer Unterschied zwischen ihnen. Während Ingrid die Situation völlig beherrschte, hatte Widstrand das Gefühl, als gehe er auf dünnen Spinnwebfäden — denn er liebte sie.

Die Liebe lähmt die Zunge. Nun, wo sie beide allein waren, fand er kein passendes Wort. Ingrid merkte es wohl und amüsierte sich über seine Verlegenheit, ohne ihm indes darüber hinwegzuhelfen.

„Wohin wollen Sie gehen?“ fragte er schließlich gequält.

„Nach dem Schwesternheim in der Parkstraße.“

„So, das ist auch gerade mein Weg.“

„Haben Sie wirklich Zeit, spazierenzugehen?“ fragte sie mit einem raschen Blick unter den langen Seidenwimpern.

„Natürlich,“ sagte er, obgleich Verstand und Gewissen Einspruch dagegen erhoben, denn zu Hause wartete Gräfin Milberg wohl schon zehn Minuten auf ihn, um an ihrem vierzehnjährigen Sohn eine Drüsenoperation vornehmen zu lassen.

Nach einer langen Pause bemerkte Widstrand, endlich froh, ein Thema gefunden zu haben: „Heute ist mein Geburtstag. Wie alt schätzen Sie mich?“

„Fünfundvierzig,“ erwiderte Ingrid.

„Aber, liebes Fräulein Nilsson, ich bin erst neununddreißig! Sehe ich wirklich so alt aus?“ Er schien ganz erschrocken.

„Drollig, daß auch ich heute Geburtstag habe,“ sagte sie. „Und wie alt schätzen Sie mich, Herr Doktor?“

Er studierte ihr Profil. „Sie können wohl noch nicht dreißig Jahr alt sein,“ sagte er zweifelnd.

„Wirklich dreißig? Ich bin erst zweiundzwanzig!“

„Die Tatsache,“ erwiderte der Arzt nachdenklich, in dem Gefühl, seinem Ziel etwas näher zu kommen, „daß Sie und ich soviel älter aussehen, als wir wirklich sind ...“

„Aber meinen Sie ernstlich, daß ich so alt aussehe?“ fuhr Ingrid auf.

„... ist von großer Bedeutung,“ setzte der Arzt fort. „Wir sind beide überarbeitet und nehmen das Leben zu ernst, Fräulein Nilsson: ich verordne Ihnen eine längere Erholungszeit. Gehen Sie aufs Land, und tun Sie nichts. Gehen Sie früh zu Bett, und stehen Sie spät auf. Strengen Sie sich nicht im mindesten an. Nur Ruhe.“

„Merkwürdig, ich wollte gerade morgen verreisen.“

Widstrand, der ruhige, gemessene Arzt, war sichtlich erschrocken.

„Verreisen? Und wie lange?“

„Auf ungefähr vierzehn Tage. Ich will meinen Bruder besuchen, der eine Winterkuranstalt übernommen hat.“

„Das scheint mir das rechte für Sie.“

Wieder trat eine Pause ein. Die Leute, denen sie begegneten, musterten das stattliche Paar. Und Ingrid, der die wohlgefälligen Blicke nicht entgingen, war durchaus nicht ärgerlich darüber.

„So, nun sind wir am Park, und ich vermute, daß unsere Wege sich trennen,“ sagte Ingrid schließlich.

Wie notwendig ist es doch, die Worte richtig zu wählen und zu erwägen, besonders für ein hübsches junges Mädchen, das dem begehrenswerten Mann offenbar gefällt. Wenn sie gesagt hätte: „Hier trennen sich unsere Wege“, hätte er es für eine Andeutung gehalten und wäre gegangen. Aber „ich vermute“ klingt ganz anders. In diesen zwei Worten lag die unausgesprochene Annahme, daß ihre Wege sich nicht trennen.

„Wenn ich noch ...“ begann Widstrand.

Sie lächelte. „Aber werden Sie nicht zu spät kommen?“

„Ja, vielleicht, vielleicht auch nicht. Viele meiner Patienten sind so unpünktlich.“

Damit setzten sie ihren Weg fort.

In Gedanken beschäftigte er sich mit Ingrid. — Morgen wollte sie auf vierzehn Tage verreisen; während dieser Zeit könnte viel passieren. Sie war eine vorzügliche Pflegerin, sanft und geschickt. Aber es war durchaus nicht so sicher, daß sie ihr ganzes Leben für diesen schweren Beruf opfern wollte. Sie war jung und schön. Und vor den eifersüchtigen Augen des Arztes entrollte sich ein Bild junger, lebensfroher Männer, die Ingrid den Hof machten, während er selbst ein Junggeselle von neununddreißig Jahren war. Wenn er seinen Herzenswunsch doch in Worte kleiden könnte! Denn er wollte ja um ihre Hand anhalten.

Ingrid wußte, daß man im Krankenhause oft ihre beiden Namen in Verbindung brachte. Sie selbst hatte

weg zu den Mikroorganismen, die ja die ältesten Bewohner der Erde darstellen. Da man Bakterien schon in der Steinkohle nachweisen konnte, so ist der Beweis erbracht, daß diese gefährlichen Kleinwesen bereits in sehr frühen geologischen Formationen vorhanden waren. Gewiß sind es nicht die Seuchen allein, die die vielen Tiergeschlechter der Urzeit vernichtet haben, aber sie müssen eine der Ursachen gewesen sein, und so wirft der Nachweis dieser Epidemien, der freilich erst in streng wissenschaftlicher Form durch den Nachweis von derartigen Krankheitserscheinungen an fossilen Tierresten erbracht werden könnte, ein neues Licht in diese dunkelsten Zeiten unserer Erde.

)(Der „Fesseltanz".

Der bekannte Pariser Dandy Andree de Fouquieres ist kürzlich von einer Entdeckungsreise nach Newyork heimgekehrt und hat seinen Pariser Bewunderern neben allerlei amerikanischen Impressionen auch eine große Ueberraschung mitgebracht: einen neuen Modetanz. Diese amerikanische Neuheit, die in Paris Begeisterung erregt, ist der „Fesseltanz". Den Herren werden im Ballsaale Handschellen angelegt, die durch ein hübsches kleines Schloß festgehalten werden. Die Schlüssel zu diesen Schlössern aber werden unter den Tänzerinnen verteilt, und nun ist es die Aufgabe der Damen, während des Tanzes jenes Schloß ausfindig zu machen, das sich mit dem Schlüssel, den die Tänzerin in der Hand hält, öffnen läßt. Die Damen, die während des Tanzes den „Partner" nicht entdecken und nicht befreien, müssen dann ein Pfand geben, das im Laufe des Festes ausgelöst wird.

)(Der Spielzeug-Elefant als Lebensretter.

Der englische Afrikareisende Emil Tordan erzählt im World Magazine von einer gefährlichen Situation im Herzen des schwarzen Erdteiles, in der ihn ein bewegliches Spielzeug, ein kleiner Elefant, vor dem Schicksal rettete, von Kannibalen aufgefressen zu werden. Tordan hat sich um die Erforschung jenes schmalen Streifens im Zentrum des belgischen Kongo, der sich noch seine Unabhängigkeit bewahrt hat, verdient gemacht. Dieses Gebiet zwischen dem Kassai- und Loange-Fluß ist nicht nur interessant, weil es noch nie vorher mit europäischer oder arabischer Kultur in Berührung gekommen ist, sondern auch, weil es von den primitivsten Stämmen der sonst ziemlich hochstehenden Buschongo-Gruppe, den Bakongo und Baschile, bewohnt wird. Da Kordan aus langjähriger Kenntnis des afrikanischen Negers gelernt hat, daß man auch mit den wildesten Eingeborenen gut auskommt, wenn man freundlich mit ihnen verkehrt und ihnen keinen Grund zu Mißtrauen gibt, so zog er in dieses noch völlig undurchforschte Gebiet der Menschenfresser mit seinem Begleiter Hilton Simpson, ohne einen einzigen bewaffneten Mann, nur mit einem Trupp von Trägern, di eauch zum größten Teil Menschenfresser waren. Auf diesen Zügen kam er dreimal in das Bereich eines Häuptlings, der als der grimmigste Feind der Weißen und als der grausamste Tyrann bekannt war. Sein Haß gegen die Fremden ging so weit, daß er jeden seiner Untertanen, bei dem er Waren der Europäer fand, sofort zum Tode verurteilte und hinrichtete. Als der Engländer zu der Niederlassung der Bakongos bei Kenge kam, sah er sich plötzlich in seiner Macht. Die Eingeborenen wagten zunächst keinen Angriff, aber bewachten die Fremden argwöhnisch, gaben ihnen keine Nahrung und suchten sie so auszuhungern. Diese unheimliche Lage verschärfte sich noch, als der grimmige Häuptling eigenhändig den Weißen ihre letzten Hühner vor der Nase wegstahl. Das war offene Kriegserklärung; etwas Entscheidendes mußte geschehen, um die Rettung herbeizuführen. Da fiel Tordan ein kleiner Spielzeug-Elefant ein, der, wenn man ihn aufzug, gehen und den Rüssel bewegen konnte. Er suchte das kleine Tier hervor, rief einen der Kannibalen herbei und sagte ihm, daß dem ganzen Dorfe der Untergang drohe. Durch den Diebstahl der Hühner sei die Wut seines Elefanten erregt worden, dieser werde seine Gefährten herbeirufen und Hütten und Menschen niederstampfen. Der Neger war zunächst ungläubig, aber Tordan zog ihn zu seinem Zelt und öffnete einen Spalt. Sein Gefährte hatte unterdessen den Elefanten auf den Tisch gesetzt und der Wilde sah nun im Halbdunkel das kleine Ungeheuer mit aufgehobenem Rüssel dahinschreiten. Furcht und Entsetzen befielen ihn und schreiend rannte er durch das Dorf, indem er ausrief: „Gebt ihnen die Hühner wieder und laßt sie laufen, sonst sind wir alle verloren!" So kamen wir glücklich davon, aber ich weiß nicht, was ohne den Spielzeug-Elefanten aus uns geworden wäre.

* Die Beredsamkeit des Taubstummen.

Vor den Madrider Gerichten wird in diesen Tagen ein Prozeß verhandelt, bei dem der Gerichtssaal einen ungewöhnlichen Anblick bietet. Es handelt sich zwar um einen einfachen Ehescheidungsprozeß, aber alle Beteiligten, der Ankläger, die Angeklagte und die Mitschuldige sowie sämtliche Zeugen sind taubstumm. Schon die erste „Vernehmung" brachte eine Fülle von ungewohnten Zwischenfällen, und der Gerichtsschreiber geriet bei der Abfassung seines Protokolles in nicht geringe Verzweiflung, da von der Vernehmung wirklich wenig zu „vernehmen" war. In aller Eile ließ das Gericht eine Anzahl Lehrer von der Taubstummenlehranstalt kommen, die dann als Dolmetscher fungierten und die Gebärdensprache der Prozeßbeteiligten übersetzten. Dabei kam es zu einer Aussage, die fast tragikomisch anmuten mußte, wenn man die heftigen und seltsamen Gesten beobachtete, mit denen die Taubstummen ihre Redekämpfe vor Gericht auszutragen suchten. Als man die Angeklagte fragte, wodurch sie dazu gekommen sei, ihrem Manne die Treue zu brechen, erklärte sie zur begreiflichen Verblüffung aller Anwesenden mit Hilfe des Dolmetschers, daß sie schließlich der „unwiderstehlichen Beredsamkeit" ihres taubstummen Liebhabers erlegen sei, und daß seine „bezaubernde poetische Sprachweise" sie vollkommen fashiniert habe. Also auch die Gebärdensprache der Taubstummen unterliegt der inspirierenden Kraft der Liebe und ist schwungvoller, hinreißender Redewendungen und kühner phantasievoller poetischer Gleichnisse fähig.

Allerlei.

Geschlechts-Umwandlung. Der Regierungspräsident von Potsdam hat dem 20jährigen Georg von Zobtitz auf Grund der von ihm vorgelegten ärztlichen Gutachten die Erlaubnis zum Tragen weiblicher Kleidung erteilt. Der junge Mann ist schon einige Male in seinem Wohnorte Weißensee als Dame polizeilich sistiert worden, mußte aber in Anbetracht der unzweifelhaft bei ihm bestehenden weiblichen Veranlagung bald wieder freigelassen werden. Auch vor der militärischen Aushebungskommission ist Georg v. Zobtitz in Frauenkleidung erschienen.

Die Hennigsdorfer Methode. Ein Attentat, ähnlich dem in Hennigsdorf verübten Automobilverbrechen wurde in Salzwedel ausgeführt. Quer über den Promenadenweg war ein starker Draht gespannt worden. Zwei Radfahrer stürzten darüber. Einer wurde schwer, der andere leichter verletzt. Von den Tätern fehlt jede Spur.

Verzweifelungstat einer Mutter. Die Ehefrau des Klempners Pfaff in Mönchweiler bei Villingen gab aus Erregung, daß sie auf dem Bürgermeisteramt wegen eines anonymen Briefes vernommen werden sollte, ihren drei Kindern im Alter von drei Jahren, zwei Jahren und neun Monaten Lysol und trank selbst ein größeres Quantum. Alle vier wurden mit lebensgefährlichen inneren Verbrennungen aufgefunden und sogleich in ärztliche Behandlung genommen. Die Mutter ist noch nicht vernehmungsfähig.

Liebesdrama. In der Wohnung des 23jährigen Referendars Simon in Leipzig fand man diesen und seine Geliebte, eine junge Schauspielerin, bewußtlos am Boden liegend. Die Schauspielerin hatte sich anscheinend vergiftet. Der junge Mann hatte einen Schuß in der rechten Schläfe und wurde hoffnungslos ins Krankenhaus gebracht.

9000 Mark für ein kleines Porzellanfigürchen, einen grüßenden Harlekin darstellend, wurden in der Galerie Helbing, München, bei der Versteigerung der Sammlung Francis M. Baer, London, erzielt und hiermit der höchste Preis, der bisher auf einer Aktion für eine derartige Figur bezahlt worden ist.

Einem großen Juwelendiebstahl ist man in Straßburg i. E. auf die Spur gekommen. In einem dortigen Juweliergeschäft erschien ein gut gekleideter Fremder, der eine große Auswahl Bijuterien und Juwelen im Werte von 60 000 Mark verkaufen wollte, die nach seiner Angabe aus einer Erbschaft stammten. Der Juwelier war zum Abschlusse des Geschäfts geneigt, verlangte aber, daß der Fremde die Rechtmäßigkeit seines Besitzes nachweisen sollte. Auf dem Polizeipräsidium legitimierte sich der Unbekannte als Hamburger Geschäftsmann. Er ließ die Wertgegenstände in dem Juweliergeschäft und erklärte, abends wieder zu kommen. Im Laufe des Nachmittags lief jedoch die Nachricht ein, daß die Juwelen und Bijuterien aus einem Juwelendiebstahl herrührten, der vor zwei Tagen, wie gemeldet, in Zürich verübt wurde. Der Fremde scheint erfahren zu haben, daß man ihm auf die Spur war, denn er entfloh und konnte leider nicht ergriffen werden. Die Wertsachen sind dem Bestohlenen Juwelier in Zürich wieder zugestellt worden.

Infolge von Börsenverlusten ist in Lyon der Rentner Barbier wahnsinnig geworden; er brachte seine Kinder, einen Knaben im Alter von 7 Jahren und ein Mädchen im Alter von 6 Jahren um und jagte sich darauf eine Kugel in den Kopf.

Selbstmord eines Minderjährigen. In Quedlinburg hat sich der 12jährige Volksschüler Kösters erhängt. Der Knabe war von seinen Eltern, die vermuteten, er würde nicht versetzt, wiederholt zum Fleiß ermahnt worden. Das nahm sich der nervöse Knabe so zu Herzen, daß er die unselige Tat beging.

Das Ende eines Defraudanten. Vor etwa 14 Tagen verübte in einer Badeanstalt in Konstanz ein Mann Selbstmord durch Erschießen. Die Persönlichkeit konnte nicht festgestellt werden. Die Beerdigung erfolgte auf dem Friedhofe in Konstanz. Nunmehr wird bekannt, daß es sich um den Postdefraudanten Kühnemund aus Ahlbeck handelt, der nach Unterschlagung einer größeren Summe vor längerer Zeit flüchtig geworden war. Die Leiche ist nun auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft ausgegraben worden.

Jahrhundertfeier in Wien. Die Reihe der aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege geplanten Festlichkeiten wurde durch eine Feier vor dem Denkmal Theodor Körners eröffnet. Nach einer vom Stadtrat Tomola gehaltenen Festrede legte der geschäftsführende Vizebürgermeister Vorzer am Denkmal einen Kranz nieder, worauf auch die Vereine Kränze niederlegten. Mit einer patriotischen Ansprache Vorzers und einem Vorbeimarsch der Schulkinder und der Vereine vor dem Denkmal endete die Feier.

Schweres Fliegerunglück. Bei einem Schauflug in der Nähe von St. Gallen fuhr ein Flieger in die Zuschauermenge. Vier Personen wurden schwer verletzt.

Mit Mann und Maus untergegangen ist der Stettiner Dampfer „Peruvia", der 28 Mann Besatzung an Bord hatte. Wrackteile sind in der Gegend von Namsos (Norwegen) angetrieben worden.

Die Flammenzeichen der Suffragetten in England rauchen weiter. In Cheam in der Grafschaft Surrey zündeten die Frauenrechtlerinnen ein neues Haus an, das vollständig niederbrannte.

Die Londoner Hotelköche haben mit ihrem Streik schnell einen vollen Erfolg davongetragen, da die Hoteliers mit den hungrigen Gästen den Kampf nicht aufnehmen wollten. Allerdings war das Küchenpersonal in seinem Vorgehen sehr rücksichtslos und erklärte den Ausstand in den einzelnen Hotels gewöhnlich erst eine halbe Stunde vor dessen Beginn.

Bei der Berührung mit der elektrischen Leitung fing die Holzbekleidung in der Jagersfontein-Mine Feuer. Vier Eingeborene sind erstickt. Das Feuer wurde auf den Maschinenraum beschränkt. Ein starker Erdrutsch erschwerte den Ausgang. Trotzdem gelang es den Arbeitern, sich zu retten.

Explosion einer Pulverfabrik. Aus Newcastle in Pennsylvanien wird gemeldet, daß die Burton-Pulverfabrik dort gestern in die Luft flog. Viele Personen wurden getötet, doch fehlen noch Einzelheiten. Die Erschütterung wurde meilenweit im Umkreise verspürt.

Der größte Diebstahl dieses Jahrhunderts ist mehreren Geldschrankknackern in Newyork gelungen, die die Kellermauer eines Pfandinstituts durchhöhlten und die Stahlschränke erbrachen. Ihnen fielen für nahezu 295 Millionen Mk. Eisenbahn-Aktien in die Hände. Freilich dürfte der gewaltige Raub dadurch illusorisch werden, daß ihr Besitzer, der berühmte Eisenbahnkönig Harriman, die Aktien sperren und für ungiltig erklären läßt. Immerhin bleiben den Einbrechern noch Juwelen von mehr als einer Million Mark, die sie ebenfalls aus den Stahlfächern raubten.

Allerlei Weisheit.

Ein mittlerer Eichbaum trägt ungefähr 800 000 Blätter und entzieht dem Boden während einer Zeit von 5 Sommermonaten etwa 2500 Zentner Wasser. — Künstliche Augen wurden schon im alten Egypten hergestellt, und zwar aus Gold, Silber oder Kupfer, oft auch aus Elfenbein. Im späten Mittelalter fertigte man sie aus Porzellan an, später aus Glas und jetzt aus Emaille. — Von allen Kulturvölkern der Erde haben die Spanier die kürzeste Lebensdauer. — Im Jahre 1712 wurden die ersten Briefträger zum Abtragen der Briefe in Berlin eingestellt. Sie lebten ausschließlich von den Briefdreiern, die die Empfänger ihnen bezahlen mußten. — Eines der prächtigsten Gebäude in Benares in Indien ,ist — der Affentempel. Den Verehrern Brahmas ist der Affe ein heiliges Tier, das er wie eine Gottheit verehrt. — Die Ausbeute an Wachs verhält sich gegenüber der von Honig wie 1:15. — Der russische Kaiser verfügt über rund 500 Besitzungen mit ca. 30 000 Dienern und Angestellten aller Art. — Der gesündeste Beruf ist der eines Teerarbeiters. Das durchschnittliche Lebensalter solcher Arbeiter beträgt nach genauen statistischen Aufzeichnungen 86 Jahre gegenüber einem Durchschnittslebensalter von nur 49 Jahren bei allen über 20 Jahren alten Personen. — In der Küche des Zaren von Rußland werden täglich für rund 300 Personen die Mahlzeiten zubereitet. Der oberste Küchenchef, der die Zubereitung der Mahlzeiten bestimmt und überwacht, bezieht 72 000 Mark Jahresgehalt. Unter dem Küchenpersonal gibt es verschiedene Leute, die unauffällig mitarbeiten, aber doch nur — Geheimpolizisten sind. — Ueber 87 Prozent der Körperwärme des Menschen verflüchtigt sich durch die Haut. — Ein einziges Rattenpaar kann sich, wenn alle Nachkommen am Leben bleiben, binnen nur 5 Jahren auf 900 Billionen Stück vermehren. — Auf der ganzen Insel Island gibt es nur einen einzigen Polizisten, und zwar in der Hauptstadt Reykiavik, obwohl diese jetzt zirka 10 000 Einwohner und sogar eine Universität besitzt.

Sprüche.

Und wenn im Kampf der Leidenschaft das Herz dir droht zu springen, dann laß nicht ab, bis dir's gelingt, dich selber zu bezwingen. (Stelter.)

Wehre dich, wehre dich selber, wenn man dich anrennt, einzeln oder in Haufen, Ehre dich, ehre dich selber; wenn dich ein Schwächling neckt, laß ihn laufen! (Rückert.)

Recht ist hüben zwar wie drüben, aber danach sollst du trachten: Eigne Rechte mild zu üben, fremde Rechte streng zu achten. (Geibel.)

Daß Christ in dir geboren werde, und daß du sterbest dieser Erde, und lebest ihm, nur dieses ja ist Bethlehem und Golgatha. (Rückert.)

---

auch häufig schon erwartet, daß er ihr einen Antrag machen werde, aber — diese Männer! So vergingen Tage, Wochen und Monate, ohne daß sie einander nähertraten, obgleich sie sich liebten.

Morgen sollte sie reisen. Sie wußte, daß der junge Gutsbesitzer daheim sie wieder zum Weibe begehren würde. Mündlich und schriftlich hatte er sich wiederholt um sie beworben; und obwohl er ein lieber Kerl war, hatte sie sich ohne Herzklopfen von ihm getrennt.

Sie schielte nach ihrem Begleiter. Er blickte zu den Wolken auf, als müsse von droben die Eingebung kommen.

Hoffnungslos, dachte Ingrid, völlig hoffnungslos! Er sieht wirklich so aus, als ob ich selbst . . .

Allmählich wurden ihre Schritte langsamer. Und obgleich sie wußte, daß er eigentlich Eile hatte, blieb sie vor einem Laden stehen.

„Wollen Sie hier einen Moment warten?" fragte sie. „Ich muß hier für eine Kollegin ein paar Taschentücher kaufen."

„Gern," antwortete der Arzt.

Nun war er allein und sah nach der Uhr. Bereits eine Viertelstunde zu spät zur Sprechstunde. Er runzelte die Augenbrauen. Eigentlich ist es nicht richtig, Patienten warten zu lassen, besonders so einflußreiche Patienten wie die Gräfin. Jedenfalls wollte er aber bleiben. Hier galt es, Ingrid oder der Gräfin sein Wort zu halten.

Es vergingen zwanzig Minuten, Ingrid war noch nicht sichtbar. Ungeduldig ging er auf und ab. Womit sollte er sich bei der Gräfin entschuldigen?

Wo ist das Mädchen nur geblieben? Ob er mal hineingehen und nachschauen soll? Vielleicht hat sie ihn inzwischen vergessen! Und morgen wollte sie reisen — dazu nach einem Ort, der zur Hälfte aus flirtenden Herren besteht!

Fünfunddreißig Minuten zu spät!

O, da ist sie endlich! Ruhig und gemessen wie immer, sie lächelt so sorglos, als ob er ein paar Sekunden gewartet hätte.

„Sie haben wohl geglaubt, daß ich gar nicht wiederkommen würde?"

„Ja, die Wahl der Taschentücher dauerte ziemlich lange," antwortete er und hielt ängstlich Umschau nach einem Auto. „Sie entschuldigen wohl, wenn ich Sie nun mittels Auto nach Ihrem Heim bringe und dann nach Hause eile."

„Wie unangenehm. Sie kommen nun sicher zu spät. Es tut mir wirklich leid." Trotz dieser Worte schien sie ihm nicht besonders reuevoll. Aber rasend schön war sie.

„Adieu," sagte sie beim Aussteigen. „Danke für die Begleitung."

Widstrands Sinne war immer noch wie gelähmt. Er wußte, daß viele andere Männer im Moment die rechte Antwort gefunden hätten, doch ihm selbst fiel nichts ein.

Daheim kam ihm das Mädchen im Vorzimmer entgegen.

„Gräfin Milberg?" fragte er mit stockendem Atem.

Das Mädchen sperrte die Augen verwundert auf.

„Ich habe von Ihrem Telegramm erzählt, und da ist sie vor einer halben Stunde weggegangen."

„Gegangen!" rief Widstrand. „Mein Telegramm!"

„Ja, Herr Doktor. Ich sagte ihr, daß Sie durch eine dringende Operation im Krankenhause zurückgehalten wären und unmöglich kommen könnten. Aber ich zeigte ihr das Telegramm natürlich nicht," fügte das Mädchen mit verständnisvollem Blick hinzu.

„Wo ist denn das Telegramm? Was steht darin?"

„Hier!"

Und er las: „Dr. Widstrand hat sich soeben verlobt."

„Ich verstehe nicht . . ."

Als er merkte, daß das Mädchen ihn scharf beobachtete, fügte er hastig hinzu:

„Ganz recht."

Das Mädchen war verschwunden, und er stand immer noch auf demselben Fleck, in tiefes Nachdenken versunken. Wieder und wieder las er die Depesche.

Die kam von Ingrid. Natürlich konnte nur sie es sein. Aber weshalb — ja, weshalb . . . . .

Er kam sich vor wie ein Schuljunge, der seine Lektion nicht gelernt, und der unverhofft durch Vorsagen eines Kameraden Hilfe findet.

Doch den Rest muß er nun selbst tun, aber wie? Halt, der Fernsprecher. Erleichtert seufzte er auf.

„Bitte 9429 . . . Ist dort das Schwesternheim? . . . Ja? . . . Kann ich wohl Schwester Ingrid sprechen?"

Nach einer kleinen Weile vernahm er eine weiche Stimme: „Bitte!"

„Sind Sie es, Fräulein Nilsson?"

Als sie das bestätigte, fuhr er fort:

„Sie müssen Ihr Wort halten, Fräulein Ingrid."

„Welches Wort?" kam es etwas bebend vom andern Ende des Drahtes.

„Sie telegraphierten, daß ich mich verlobt habe, und da ich mich zu der Zeit gerade in Ihrer Gesellschaft befand, kann es also nur mit Ihnen sein. Wollen Sie mir das, bitte, bestätigen?"

„Wenn — wenn Sie es durchaus wollen . . ." kam es zögernd.

Er lachte — und silberhell lachte sie zurück.

„Mein Herzlieb, ich komme sofort im Auto nach dem Schwesternheim."

regung wuchs, und ich begann, immer häufiger nach der Uhr zu sehen. — „Er wird eine so große Geldsumme nicht haben so schnell wechseln können," tröstete ich mich, „wir werden mit dem nächsten Zuge fahren müssen."

(Schluß folgt.)



Von Laura Vincent.

Allerlei Fischspeisen.

Aal in Gelee. Drei Pfund Aal werden gehäutet und gereinigt und, nachdem sie in Stücke geschnitten sind, 20 Minuten lang in Salzwasser mit einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel, einem Lorbeerblatt, zwei Nelken und ein paar Tropfen Essig gekocht. Dann werden sie herausgelegt und aus jedem Stück die Gräte entfernt. Jetzt wird die Flüssigkeit durchgeseiht und wieder aufs Feuer gestellt, nachdem sie abgemessen wurde. Sie wird dann gut geschäumt und auf 1 Liter Flüssigkeit 15 Gramm Gelatine zugesetzt, worauf man das Ganze noch etwa 5 Minuten kochen läßt. Hierauf legt man die Fischstücke in eine Form, fügt ein paar Scheiben hartgekochte Eier zu und gießt die Gelee, nachdem sie kühl geworden, sich aber noch nicht gesetzt hat, langsam darüber. Nach dem völligen Erkalten wird die Form gestürzt.

Saure Heringe. Sechs schöne Salzheringe werden gereinigt, die Köpfe entfernt und mehrere Stunden gewässert. Dann legt man sie in ein passendes Gefäß, bestreut sie mit einigen Pfefferkörnern, Nelken und Lorbeerblättern, sowie in Scheiben geschnittenen Zwiebeln und zwei oder drei Zitronenscheiben. Nun gießt man so viel Essig darüber, daß die Heringe ganz bedeckt sind, verrührt die Heringsmilch mit ein wenig Sahne und gibt sie auch darüber. Dann deckt man den Topf zu und läßt ihn 5—6 Tage stehen. Vor dem Gebrauch schneidet man eine saure Gurke daran, und will man die Sauce besonders wohlschmeckend haben, so vermischt man sie mit ¼ Liter saurer Sahne.

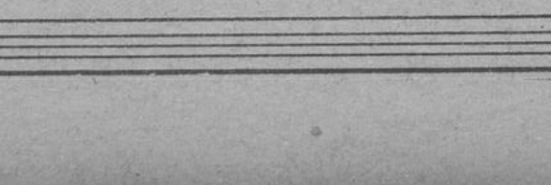
Muscheln auf französische Art. Ein Dutzend schöne, große Seemuscheln löst man aus der Schale und legt sie einstweilen auf einen Teller. Drei Pfund Kartoffeln werden geschält, gekocht, durch die Kartoffelpresse getrieben und mit 2 Eiern, etwas feingewiegter Petersilie, Pfeffer und Salz vermischt. Dann macht man einen dicklichen Eierkuchenteig, den man sich auch zur Hand stellt. In einer tiefen Pfanne wird dann 1 Pfund Schmalz oder Butter heiß gemacht, darauf nimmt man etwas von dem Kartoffelbrei, legt zwei Muscheln darauf, dann wieder Kartoffelbrei, und formt daraus eine Kugel von der Größe einer Orange. Diese taucht man in den Teig und bäckt sie in dem Fett schwimmend goldbraun. So fährt man fort, bis alles aufgebraucht ist. Man verziert die Schüssel mit Zitronenscheiben und krauser Petersilie und serviert das sehr wohlschmeckende Gericht recht heiß.

Schellfisch auf portugiesische Art. Drei Pfund von Kopf und Gräten befreiter, gut gereinigter Schellfisch wird in eine feuerfeste Pastetenform gelegt und mit Salz, Pfeffer, Thymian und Mehl bestreut. Zwei Zwiebeln und drei Tomaten werden in Scheiben geschnitten und in Suppen- oder Bratenfett angebräunt, dann legt man sie auf den Fisch und gießt eine große Tasse Fleischbrühe, einen Eßlöffel Salatöl und einen Eßlöffel Weinessig darüber. Nun streut man einige Stückchen Bratenfett oder Butter darauf und schiebt die Form in einen heißen Ofen, wo sie etwa eine Stunde braten muß, bis der Fisch schön braun ist. Man serviert in der Form und hat darauf zu achten, daß die Speise sehr heiß auf den Tisch kommt.

Denkspruch.

Allzeit fröhlich, ist gefährlich;
Allzeit traurig, ist beschwerlich;
Allzeit glücklich, ist betrüglich;
Eins ums and're ist vergnüglich.

Altdeutscher Spruch.



Die Verwandtschaft der europäischen Dynastien. Man kennt zwar allgemein den großen Einfluß, den die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Dynastien auf das politische Leben der Völker ausüben, weniger bekannt aber ist, daß es einem Mitgliede eines der christlichen Herrscherhäuser Europas überhaupt nicht möglich ist, eine standesmäßige Verbindung einzugehen, wenn es nicht einen Verwandten heiraten will. Schon vor dreißig Jahren hat ein bedeutender deutscher Historiker, Friedrich Theodor Richter, die Entdeckung gemacht, daß die christlichen Herrscherhäuser in ihrem jetzigen Bestande von einem Ehepaare, dem Herzog Rudolf von Braunschweig (1671 bis 1735) und seiner Gemahlin Christine Luise, geborenen Fürstin von Oettingen, entstammen. Von den beiden Töchtern dieses Ehepaares wurde die eine, Antoinette Amalie, Stammutter der protestantischen, die andere, Elisabeth Christine, die den letzten Habsburger, Kaiser Karl IV., heiratete und katholisch wurde, die Stammutter der katholischen Fürstenhäuser Europas. Gewiegte Genealogen haben in neuerer Zeit auch nachgewiesen, daß Kaiser Wilhelm II. von Karl dem Großen, von Maria Stuart, vom Admiral Coligny u. a. abstammt, daß er mit den Arpaden, die früher auf Ungarns Thron saßen, daß er ferner mit den Orleans, den Napoleoniden usw. verwandt ist. In eine mehr oder weniger entfernte Verwandtschaft heiraten also die Kinder des Kaisers, wenn sie sich standesmäßig vermählen, immer hinein. Dagegen sind Heiraten zwischen rechten Geschwisterkindern im preußischen Herrscherhause selten. Sieht man von dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Kaisers, ab, der seine Base zur Gemahlin hat, so ist eine Ehe unter so nahen Verwandten nicht zu entdecken. Fast so nahe verwandt sind der vierte Sohn des Kaisers, Prinz August Wilhelm, und seine Gemahlin, die eine holsteinische Prinzessin ist, aber aus der Linie Glücksburg stammt, während die Kaiserin der Linie Augustenburg angehört. In früheren Zeiten, als zahlreiche Verbindungen der Hohenzollern mit den Häusern Braunschweig, Hessen und Nassau-Oranien stattfanden, waren Verwandtenehen im preußischen Herrscherhause häufiger. Auch durch die markgräfliche Linie Brandenburg-Schwedt, die der zweiten Ehe des Großen Kurfürsten ihre Entstehung verdankt und die mehrfach Verbindungen mit den Hohenzollern einging, sind die Verwandtenehen im preußischen Herrscherhause vermehrt worden.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Ihr Sohn.

Novelle von Fritz Gantzer.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Diesen Baum vernichtet zu sehen, bedeutete für Thomsen den Verlust eines Stück Lebens, das Drangeben von Herzblut. Dieser Baum war ihm mehr gewesen, als alle Bäume der Welt. Mit ihm war seine Seele verkettet, an ihm hing sein Erinnern, auf ihn hatte er späte Treue gepfropft. Und nun tot, alles tot, alles schändlich vernichtet. Wer hatte ihm das getan?

Und nun kam der Zorn. Ein maßloser, kochender Zorn. Er trieb ihn in rasender Eile ins Haus.

„Malve!" Er schrie es, daß seine Stimme überschlug und in einem Fistelton ausklang. Und er stand mit geballten Händen, mit hochgeschwollener Zornesader und wartete, daß sie käme. „Malve, Malve! Zum T . . . . .!"

Da kam sie gelassen, ein Hohnlächeln, das alte, das Thomsen von jeher empört hatte, auf den Lippen und stand ihm nun regungslos gegenüber. Er schrie sie an: „Wer hat mir meinen Baum geschändet? Sag', weißt du es?"

Sie hielt sich die Ohren zu und schloß die Augen. Antwortete nicht.

Er riß ihr die Hände vom Kopf. Roh, rücksichtslos, daß sie einen Schritt jäh zurückwich und ihn ansprühte.

Er achtete auf nichts. „Sage es, du weißt es."

„Mach' ein Ende, ja, ich weiß es. Der Sturm . . . . Pfui, deine Erregung ist beleidigend." Sie floh vor ihm, schlüpfte in ein Zimmer und schlug die Tür hart ins Schloß.

Er wollte ihr nach, aber er rüttelte vergeblich an der schon von innen verriegelten Tür. „Du Lügnerin!" keuchte er. „Der Sturm bricht, aber er schneidet nicht. Du selbst bist es gewesen. Du hast . . . ." Er kam nicht weiter. Die furchtbare Erregung ließ ihn gegen die Wand taumeln.

Minutenlang stand er so, mit zuckenden, ins Leere greifenden Händen, das Rasen seines Blutes fühlend.

Dann kam ein leichter, hurtiger Schritt vom Garten her die Verandatreppe herauf. Kinderfüße. Gerhard.

Er wich zurück, als er den Onkel erblickte.

„Gerhard, komm' her," keuchte ihn Thomsen an.

Der Knabe verharrte regungslos.

„Hörst du nicht? Komm' her zu mir!"

Die Aufforderung klang so drohend, daß Gerhard nicht wagte, sich ihr zu widersetzen. Aber er kam zögernd, mit trotzigem Gesicht.

Thomsens Wut stammte beim Anblick des finsteren Knabengesichts neu auf. „Sei nicht so eigensinnig, Junge, sage ich dir! So! . . ." Eine schallende Ohrfeige hatte das „So!" begleitet.

Gerhard taumelte. Eine fahle Blässe fuhr über sein Gesicht. Mit großen, weitaufgerissenen Augen starrte er den, der ihn geschlagen, an.

„Und nun rede, wer hat mir meinen Baum zerstört? Du etwa? Sag', du? . . . Rede, hast du die jungen Ruten abgeschnitten? Aber wage es nicht, mich zu belügen!"

Er sah das Zucken in den Augen des Knaben, das flüchtige, verräterische Beschattetwerden des hellen Lichts. Dies und das noch nicht von dem Empfinden Gerhards verarbeitete rohe Berühren seiner Wange, die Unzahl der widerstrebendsten, sich durcheinander wälzenden Gefühle, das dadurch in seinen Zügen sich abspiegelnde scheue, ungeklärte Etwas — sah Thomsen als gewisse Verräter für die Schuld des Knaben an. „Rede, du warst es!" stieß er, in Ueberzeugung gesprochen, jäh heraus.

Gerhard Holfers fand sich noch nicht zurecht. Er brachte stammelnd, stotternd eine Flut unzusammenhängender Laute über seine Lippen und schrie zuletzt ein gellendes „Ja!" Es klang wie in Trotz, Wut, Auflässigkeit geformt, obwohl es nur den Auslauf einer langen Reihe ungeklärter Empfindungen bedeutete und seine Rechtfertigung im Gefolge haben sollte.

Ehe Gerhard aber dazu kam, fühlte er abermals die klatschende Hand in seinem Gesicht. Zweimal. Und dann vernahm er den drohenden Zuruf: „Komm' mit mir auf mein Zimmer, dort soll dich der Stock lehren, daß man das Andenken seiner Mutter nicht schänden darf!"

Der Knabe zitterte und preßte sich gegen die Wand. Keine Träne stand in seinen Augen. Aber ein heißes, glühendes Leuchten sprühte Thomsen an. Und aus ihm las er: Das vergesse ich dir nie!

Er wollte hinzu, er wollte ihn ins Genick packen und mit sich führen; denn er sah, gutwillig kommt er nicht. Aber er faßte ihn nicht mehr. Mit einer gewandten, aalglatten Bewegung entschlüpfte er ihm und floh in den Garten.

In großen Sprüngen eilte ihm Thomsen nach. Aber der Junge lief wie ein Wiesel, überkletterte den Zaun wie eine Katze und ließ den hochatmenden, seiner Sinne kaum mehr mächtigen Verfolger auf der anderen Seite zurück.

„Wage dich nicht heim!" schrie er dem Flüchtling voll zitternder Erregung, seine Worte nicht mehr wägend,

Druck und Verlag

Nach Maßgabe
leute unter
Todesfall a
schuldigung

Wie

Leider bel
Klarheit hin

Wie die „Kö
einer Höhe v
gleichmäßig
letztere wird
eine Staffelu
tigkeit sein
daran, daß
Schiffe
Was die
davon die
auf Jungholz
werden. Ein
zu begrüßen.
Seuche gewo
Inselsen, wie
durch ein M
vorgetroffen w
hafel, sondern

Karlsruh

Unser neu
Stürme in d
wurde nach
landung auf
ließ, daß er
der Aufstiegs
nem Sturme,
pilotet, das
doch das lad
Deutschen mit
digkeit ein B
len haben m
gründliche M

Eines M
Erinnerungen
verflossen, le

geboren wird
unter dem P
sich in so
pringen zu
annahm.
Die bi
errichteten
auch ihre
in sichtbarer
schlechtern
reiche Erhe
zu bringen.
von Gelen
zu Pferde
Bevölkerung
und fern

Eine Gesch

Marie
tung als
antwortete
über zu ver
tung. Gele
doch das
mir so frech
setzen, wenn
das möglich
halb angel
haben, als

„Dan
es bestimm
auf sich b
gegen Mar
heute beim
als Denunz
hat ja im G
sicherweise
zumulenken

„Aber
nen!' Mei
Hoffen, je
der Flamm

Herr
„Wir
zu verdank
abgegangen
kerl zum P

nach. „Wage dich nicht heim! Du bekommst eine derbe Tracht Prügel. Du gemeiner Nichtsnutz!"

* * *

Müden, schleichenden Schrittes, gebeugt, als laste das Leben eines altersschwachen Greises auf seinen Schultern, betrat Gerhard Thomsen das Haus, in dem es so still und tot war, als hätte alles Leben seinen Räumen schon vor Jahren Valet gesagt. Seine Schritte klangen hohl, ihr Schall lief sich im Hause erst nach Sekunden zu Tode und erstarb in den entferntesten Winkeln mit dumpfem Nachhall.

Des Heimgekehrten maßlose Empörung war dahin. Sein Zorn war verflogen. Seine Wut verweht wie Rauch. Wie alles gekommen war, im jähen Emporlodern, so war es auch gegangen. Und nun hatten Trauer und Gram und grüblerisches Sinnen das Feld in Besitz genommen.

Mit schmerzverzogenem Gesicht trat er in sein Zimmer, ließ sich, noch mit Hut und Mantel bekleidet, in seinen Schreibsessel fallen und stöhnte lange und tief auf.

So war das Leben: es nahm ihm alles, es riß alles dahin. Es ließ ihm nichts als die Einsamkeit seiner Seele. Es war grausam, es war nicht wert, daß man sich noch länger mit ihm abgab.

Thomsens Stimmung reichte wirklich an das Gefühl des Lebensüberdrusses heran. In grenzenloser Verbissenheit hatte er sich binnen einer Viertelstunde zu einer absoluten Lebensverneinung durchgedacht. Sein Sinnen war von den Begebenheiten seit seiner Rückkehr zum rücksichtslosesten Menschenverächtertum geschoben worden: er haßte, verachtete Malve, haßte den Knaben. Ganz vergaß er sich selbst. Das, was sein Leben so gemacht, seine einstige Härte, sein Mißtrauen gegen Dorothee übersah er, sich als Schuld auf sein Konto zu setzen. Er war in seinen Augen nur der Märtyrer, der Spielball in den Händen des Schicksals, der Zufälle. Ein Opfer der Böswilligkeit anderer.

Seine unglückliche Stimmung führte ihn so tief in die Irre falscher, schiefer Urteile, daß er Malve und dem Knaben alle Schuld an den Vorkommnissen der letzten halben Stunde zuschob, daß ihm nichts leid tat, daß er seine Empörung, seine Wut für völlig berechtigt hielt.

Er würde sich indes sein Leben fürderhin nicht vergiften und verkümmern lassen. Er hatte es satt, sich seine Tage mit Aerger und Aufregung zu belasten. Die häusliche Gemeinschaft mit Malve würde er aufheben, mochte sie im Hause bleiben, er würde gehen. Und der Knabe sollte zu seinem Vater zurück. Sofort wollte er an Holfers schreiben und ihn bitten, seinen Sohn heimzuholen. — — —

Er warf den Mantel ab, schleuderte den Hut in eine entlegene Ecke des Zimmers und suchte das Schreibgerät zusammen. Dabei schob er die während seiner Abwesenheit eingelaufenen Zeitungen und Briefe zurück. Auf einer der Briefaufschriften blieb sein Auge für einen Moment haften. . . . Das war doch . . . . er verfärbte sich und hielt den Brief in der zitternden Rechten, wog ihn, wie seine Schwere prüfend, preßte und knitterte ihn. Eine hochgespannte Erregung machte es ihm für die ersten Minuten unmöglich, das Schreiben zu öffnen. Endlich riß er den Umschlag auf, ließ seine Augen mit irrem Flackern über die Zeilen gleiten und fand:

„Z. Zt. Hamburg, den 16. November 19 . . .

Mein lieber Thomsen!

Ich sehe Sie überrascht, wenn Sie meinen Brief lesen werden. Ich bin es selbst, daß ich so kurz entschlossen handelte. Aber die Sehnsucht nach meinem Jungen war stärker, als es alle Erwägungen sein konnten. Zudem hoffte ich, geschäftliche Dinge durch persönliche Unterhandlung wirksamer zu erledigen. So reiste ich kurz entschlossen ab. Vor einer Stunde bin ich in Hamburg eingetroffen. Sobald ich meine Geschäfte hier beendet habe, komme ich zu Ihnen. Sonnabend abend, spätestens Sonntag früh hoffe ich dort zu sein. Grüßen Sie mir inzwischen meinen Jungen und bereiten Sie ihn auf mein Kommen vor.

Mit verbindlichen Empfeh . . . . . ."

Den Schluß des Briefes zu lesen, war Thomsen nicht mehr möglich. Die Buchstaben schwammen ineinander, wuchsen zu riesengroßen Formen hoch und waren wie in einen blutigen Nebel getaucht. Der Bogen entfiel seiner zuckenden Hand. Und Gerhard Thomsen sank wie ein gefällter Baum in seinen Sessel. Lange Zeit vermochte er keinen Gedanken zu fassen. Sein Hirn schien nicht intakt, überhaupt leer, wie das eines urteilslosen Idioten.

Bis ihm ein Gedanke mit aufrüttelnder Schärfe in das erschlaffte Bündel seiner Nerven fuhr und es aufpeitschte zu wirrem, höllischem Durcheinander. Das tobte lange so. Und dann war es ihm, als griffe eine ordnende Hand in die verstrickten und verwickelten Massen. Sie hob mit sicherem Erkennen der Hauptsache diese heraus und hielt sie Thomsen mit ruhigem Darbieten vor die Augen des Verstehens: Das: Der Knabe ist nicht da. Also hole ihn heim. Sofort. Zur Minute. . . . Ehe . . . . Nein, um Himmels willen, das nicht. Wenn der Vater kam, mußte sein Sohn ihm entgegeneilen. Sonst lieber . . . .

Thomsen erhob sich. Eine feste Ruhe war plötzlich über ihn gekommen. Was war denn? Der Knabe brauchte ja nur heimgeholt zu werden. Und dann war alles gut. . . . Ihn finden? Oh, gewiß! Und Zeit, ihn zu holen, zu suchen? Oh, viel! Es ging erst auf zwei Uhr. Bis zum Abend, bis zum Abendzuge aus Hannover an die fünf Stunden Zeit. . . . Und Herr Gerhard Thomsen wurde noch um einen Ruck fester und gewisser. Es war sogar, als wenn ein leises Lächeln des Sichselbstberuhigens über sein Gesicht glitt, als er den Hut von der Erde aufhob und das Zimmer verließ.

* * *

Zu Bormanns ging er natürlich zuerst. Denn es war ja so gut wie sicher, daß Gerhard dort war.

Die altbekannten Räume grüßten ihn mit freundlich-wehmütigen Augen. Er sah es kaum, lehnte den angebotenen Stuhl ab und sagte nur: „Ich möchte Gerhard nach Hause holen. Er ist doch bei Ihnen."

Verneinung. Beteuerungen von allen Seiten, den Knaben heute noch nicht gesehen zu haben. Aber vielleicht wisse Sabine. Herr Bormann schaute ins Nebenzimmer: „Sabine, weißt du, wo Gerhard ist, hast du ihn gesehen?"

„Nein, Vater."

„Eigentümlich." Herr Gerhard lächelte gequält, stotterte eine Entschuldigung. „Er wird dann schon kommen . . . Vielleicht ist er . . . ."

„Natürlich, Herr Nachbar. Treibt sich ein bißchen rum. Jungenart. Haben's ebenso, hm . . . . Reise glücklich verlaufen? Hier war ein furchtbarer Sturm. Großen Schaden angerichtet. Mir hat er drei Bäume . . . . Aber Sie haben keine Zeit, ich halte Sie auf . . . . Guten Tag, Herr Thomsen."

Die Haustür schloß sich hinter ihm. Er stand nach Atem ringend auf der Straße. Wohin nun? Das nächstliegende blieb Tobias Hempel. Dort mußte Gerhard ganz sicher sein, wenn er bei Bormanns nicht gewesen war.

Der Gang zu dem „Lichtspöker" war Thomsen ein sauer Stück. Dieser Hempel war ihm nicht grün. Thomsen hatte ihm einmal einen Diebstahl nachgewiesen und seine Bestrafung durchgesetzt. Das lag zwar schon ein halbes Menschenalter zurück, aber vergessen hatte es der Lahme nicht.

Indes: was hatte das Heute mit dem Damals zu tun!

(Fortsetzung folgt.)

Humor.

Der sparsame Sohn. „Hast du in deinem ganzen Leben schon einmal fünf Pfennig erspart?" fragte der ärgerliche Vater seinen Sohn.

„Allerdings," erwiderte der Jüngling.

„Und wann war das?"

„Neulich, als ich dir einen Brief schrieb."

„Wieso hast du dabei gespart, das hat dich doch im Gegenteil fünf Pfennig gekostet!"

„Nein, die habe ich eben gespart, denn ich habe den Brief unfrankiert geschickt!"

Ein Reiseerlebnis.

Skizze von B. von Winterfeld.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das starke Rütteln des Zuges ließ mich aus meinem Halbschlummer emporfahren, und vor mir erblickte ich die schöne Verwirklichung meiner kühnen Träume. Innig umschlungen hielt unser Freund meine Lilli, die mit glückstrahlendem Gesicht zu ihm aufsah. — Als sie bemerkte, daß ich erwacht war, sprangen beide auf und eilten auf mich zu. Mir blieb nichts übrig, als sie unter Freudentränen zu umarmen und sie zu segnen. — Als sich die erste große Rührung etwas gelegt hatte, galt es, Pläne für die nächste Zukunft zu besprechen. — Meiner Ansicht nach mußten wir gleich nach Hause zum Vater umkehren und dann von dort die Verlobungsanzeigen verschicken. Jedoch mein Schwiegersohn erklärte dies für unmöglich. So schmerzlich ihm gerade jetzt eine Trennung von seinem eben gefundenen Glück sei, so könne er die unaufschiebbare Geschäftsreise nach Chikago beim besten Willen nicht hinausschieben. In zwei und einem halben Monat sei er indessen zurück, dann solle die Verlobung veröffentlicht werden, und vier Wochen später solle die Hochzeit sein. Um die Aussteuer brauche ich mich nicht sorgen, denn in Aachen als auch im Riesengebirge seien seine Häuser vollständig eingerichtet, so daß sein junges Frauchen jeden Tag hineinziehen könne, ohne irgend etwas mitzubringen. — Ich war sprachlos. So groß hatte ich mir seinen Wohlstand denn doch nicht gedacht. — Er riet, Lilli solle nur ruhig ihre geplante Fahrt nach Frankreich ausführen, die Sprechübung würde ihr immer nützlich sein, und dadurch würde sie auch besser und schneller über die Trennungszeit hinwegkommen. — Bei den Worten schloß er sie innig in die Arme und küßte ihr Lippen und Augen. Sie war mit allem einverstanden, und auch ich fügte mich seinen Vorschlägen, zu froh über das große Glück, das meinem Kinde so unverhofft und schnell in den Schoß gefallen war. Kaum konnte ich den Zeitpunkt erwarten, wo ich in einem ruhigen Augenblick im Hotel in Bremerhaven meinem Mann die frohe Botschaft mitteilen würde.

Zufälligerweise waren wir während unserer langen Fahrt bisher ohne sonstige Mitreisende geblieben. Es begann bereits zu dunkeln. Kosend machte das Brautpaar Zukunftspläne und baute goldene Luftschlösser. Wir näherten uns Bremen, und ich erinnerte an das Umwechseln des Geldes, das mir dort bevorstand. Jedoch Orloff erklärte: „Liebste Mama, du gestattest, daß ich dir diese Mühe abnehme. Dergleichen ist für eine Dame so lästig. Ich dankte ihm gerührt und übergab ihm meine Brieftasche mit dem Bemerken, daß dieselbe etwa tausend Mark enthalte, wovon achthundert Mark in französisches Geld zu wechseln sei. Die übrigen zweihundert Mark sollten zur Hotelrechnung und Rückreise bleiben. — Ich sah zu ihm auf und freute mich über den strahlend-frohen Ausdruck seines sonst ernsten Gesichtes. Wie groß mochte sein Glück im Besitz meiner Tochter sein, das ihn so verjüngte und verklärte! — Lilli vermochte sich in die baldige Trennung von dem soeben erst gewonnenen Verlobten gar nicht zu finden. Am liebsten wäre sie gleich mit ihm nach Amerika gereist. Immer wieder mußte er ihr die aufsteigenden Tränen von den Wangen küssen. — Ein gemeinsamer Tag blieb uns noch, den wir zusammen in Bremerhaven genießen wollten bis zur Abfahrt des Schiffes. — Die Verlobten saßen innig aneinandergeschmiegt, und der Zug jagte an den letzten Ortschaften vor Bremen vorüber. Lilli umfaßte ihren Verlobten zärtlich, plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus. Sein Kragen hatte sich bei ihrer Umarmung etwas verschoben, und sie gewahrte ein kleines, blutrotes Kreuz, das in seine Haut tätowiert war. „Was hast du dort, Liebster?" fragte sie ihn angstvoll. Ich bemerkte, wie er sich verfärbte und dann hastig Kragen und Schlips ordnete. „Woher hast du das rote Kreuz in der Haut?" wiederholte sie. „Nichts, Liebling, das ist früher einmal im Scherz tätowiert worden, als ich noch Knabe war, und wir Jungen es den Indianern nachmachen wollten. Wie konnte dich solche Kleinigkeit so erschrecken? Sonst ist die Stelle stets vom Kragen bedeckt, aber deine kleinen, zärtlichen Hände hatten ihn eben verschoben." Er küßte sie noch einmal. Dann zog er einen kleinen Spiegel hervor und ordnete nochmals sorgfältig seinen Anzug. — Es fiel mir auf, daß er plötzlich sehr blaß aussah. Ich schob es auf die seelischen Erregungen der letzten Stunden.

Es gingen öfter auf dem Seitengange Mitreisende vorüber, ohne daß wir deren achteten. Ich unterhielt mich eben mit Orloff über das Hotel, in welchem wir in Bremerhaven zu übernachten dachten, da bemerkte ich, wie sein ohnehin blasses Gesicht auf einmal um einen Schein bleicher wurde und wie er einen Hustenanfall zu unterdrücken suchte, der ihn längere Zeit an der Fortsetzung unseres Gesprächs hinderte. In demselben Augenblick fiel mir ein kleiner, zierlicher Herr mit scharfem, ausdrucksvollem Gesicht auf, der langsam auf dem Seitengang vorüberschritt und einen forschenden Blick in unser Abteil warf. Dann ging er weiter. Mein Schwiegersohn begann seine Reisetasche und Schirm aus dem Netz herunterzunehmen und bat uns, ihn im Wartezimmer zweiter Klasse zu erwarten. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Ruhe erschien er mir etwas nervös und unruhig. — „Also ich hole euch im Wartezimmer ab zu dem Zuge nach Bremerhaven," sagte er, indem er sich die Handschuhe zuknöpfte. —

„Du hast ja noch Zeit, Liebster," bat Lilli, „sieh, der Zug ist ja noch in vollster Fahrt." —

„Ich muß aber sehen, gleich an der Wagentür zu sein, sonst hält mich das Gedränge zu sehr auf! — Leb' wohl, solange, Liebchen." Und er küßte sie zärtlich. Sie umschlang seinen Hals: „Bleib' nur nicht zu lange fort!" — „Ich werde so bald als irgend möglich bei dir sein! Auf Wiedersehen, Liebling!" —

Die Lichter von Bremen tauchten auf, der Zug verlangsamte seine Fahrt. — Orloff war den Seitengang hinuntergeeilt. — Lilli stiegen die Tränen in die Augen. — Ich ermahnte sie, doch verständig zu sein. Ich war ja so froh, daß mir jemand die Last des Geldwechselns abnahm, und es war ein so beruhigendes Gefühl, einen Herrn zur Hilfe und zum Begleiter zu haben. — Seufzend nahm Lilli ihr Handgepäck. Der Zug hielt, und wir bahnten uns mühsam einen Weg durch das Menschengewühl auf dem Perron, bis wir endlich im Wartesaal an einem Tischchen Platz fanden. —

Lillis vor kurzem noch so strahlendes Gesicht sah bekümmert aus, und unverwandt blickte sie auf die Tür, durch welche Orloff zu uns zurückkehren mußte. — Es verstrichen zehn, — dann zwanzig Minuten. In weniger als acht Minuten mußte unser Zug nach Bremerhaven abfahren. — Orloff kam nicht. — Lillis Auf-